

Unverkäufliche Leseprobe



Gabriel Gorodetsky

Die Maiski-Tagebücher

Ein Diplomat im Kampf gegen Hitler 1932-1943

2024. 896 S., mit 86 Abbildungen

ISBN 978-3-406-81395-5

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/36198344>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

C·H·Beck

PAPERBACK

1932 erhielt Iwan Maiski die Ernennung zum sowjetischen Botschafter in London. Früher als andernorts hatte man im Kreml erkannt, dass Hitler vor den Toren der Reichskanzlei stand und seine «Machtergreifung» Europa einen neuen Krieg bringen konnte. Maiski sollte eine Annäherung Moskaus an die Westmächte vorbereiten. Nach vielen Rückschlägen wurde er im Zweiten Weltkrieg tatsächlich zum Architekten des sowjetisch-westlichen Bündnisses. Der Kampf gegen das Dritte Reich war das Lebens-
thema des weltgewandten Diplomaten und zieht sich wie ein roter Faden durch seine Aufzeichnungen. Dass diese überhaupt existieren, ist eine Sensation, denn unter Stalins Terrorregime konnten sie ihren Urheber leicht den Kopf kosten. So sind Maiskis Tagebücher ein einzigartiges Dokument, das ungewöhnliche Einblicke gibt in die sowjetischen Versuche zur Eindämmung Hitlers. Doch Maiski war auch ein literarisch begabter Beobachter mit besten Kontakten. Seine brillant erzählten Einträge ergeben ein farbiges Gemälde seiner Zeit und bieten eine intime Einsicht in seine Gespräche – etwa mit Winston Churchill, dessen Hass auf Nazi-
deutschland so tief saß, dass er sogar seine lebenslange Abneigung gegenüber dem Bolschewismus überwand und einen bislang unbekanntem vertrauten Umgang mit dem sowjetischen Botschafter pflegte.

Gabriel Gorodetsky ist Quondam Fellow am All Souls College in Oxford und Prof. em. für Geschichte an der Universität Tel Aviv. Für die Edition des Tagebuchs hat er 15 Jahre lang akribisch die Archive durchforstet, um die Einträge mit zusätzlichem Material abzugleichen und zu kommentieren. Die vorliegende Ausgabe präsentiert eine Auswahl.

DIE MAISKI- TAGEBÜCHER

EIN DIPLOMAT IM KAMPF
GEGEN HITLER 1932–1943

Herausgegeben von Gabriel Gorodetsky

Aus dem Englischen übersetzt
von Karl Heinz Siber

C.H.BECK

Titel der Originalausgabe:
«The Maisky Diaries. Red Ambassador to the Court
of St. James's 1932–1943»
Zuerst erschienen 2015 bei Yale University Press,
New Haven, USA, und London, UK
© 2015 by Gabriel Gorodetsky. All rights reserved.

Die deutsche Ausgabe ist leicht verändert und enthält
zusätzlich den wissenschaftlichen Apparat, der in der
englischsprachigen Ausgabe für die dreibändige
Gesamtausgabe vorgesehen ist.

Die 1. Auflage dieses Buches erschien 2016 in
gebundener Form im Verlag C.H.Beck

Mit 86 Abbildungen

1. Auflage in der Reihe C.H.Beck Paperback. 2024
Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2016
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining
vorzunehmen.
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Maiski, 19. März 1937 © Getty Images
Satz: Janß GmbH, Pfungstadt
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 81395 5



verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	7
Der Werdegang eines sowjetischen Diplomaten	32
Prolog	61
1934	66
1935	99
1936	133
1937	154
1938	185
1939	258
1940	381
1941	487
1942	598
1943	672
Ende einer Ära: Maiskis Abberufung	761
Der Preis des Ruhms: späte Repression	785
Anhang	
Anmerkungen zu den Quellen und zur Bibliographie	810
Anmerkungen	813
Bildnachweis	885
Register	886



EINLEITUNG

Das einzigartige und faszinierende Tagebuch von Iwan Michailowitsch Maiski, der von 1932 bis 1943 als sowjetischer Botschafter in London amtierte, ist unter den ganz wenigen Tagebüchern, die hohe Sowjetfunktionäre in den dreißiger Jahren und während des Zweiten Weltkriegs führten, sicherlich das wichtigste.¹ Stalin gewöhnte es seinen Gefolgsleuten ab, Dinge zu Papier zu bringen, erlaubte nicht einmal das Anfertigen von Notizen bei Sitzungen im Kreml. Ein Tagebuch zu führen war «ein riskantes Unterfangen [in einer Zeit], da Leute in Todesangst Papiere und Archive verbrannten. Tagebücher waren besonders heikel und etwas, wonach die Polizei bei Razzien in den Wohnungen verdächtiger «Volksfeinde» gezielt suchte.»² Tatsächlich wurden auch die Tagebücher Maiskis schließlich vom Ministerium für Staatssicherheit zusammen mit seinem umfangreichen persönlichen Archiv beschlagnahmt, nachdem er im Februar 1953 (zwei Wochen vor Stalins Tod) unter dem Vorwurf der Spionage für Großbritannien verhaftet worden war.³ Nach seiner Begnadigung 1955 führte Maiski einen langwierigen – letzten Endes vergeblichen – Kampf um die Rückgabe seines Archivs. Das Außenministerium lehnte seine Anträge und Bitten mit der Begründung ab, das Tagebuch enthalte «etliches amtliches Material». Man gewährte ihm lediglich ein Jahr lang eingeschränkten Zugriff auf das Tagebuch, als er seine Memoiren schrieb, jedoch keinen Zugang zu irgendwelchen anderen Unterlagen.⁴ Sein Tagebuch blieb jahrzehntelang auch für die historische Forschung unzugänglich.

Glückliche Zufälle sind oft der Schlüssel zu wissenschaftlichen Entdeckungen. 1993 konnte ich unter der Ägide des israelischen und des sowjetischen Außenministeriums ein Forschungsprojekt starten, das seinen krönenden Abschluss in der gemeinsamen amtlichen Veröffentlichung von Dokumenten zu den israelisch-sowjetischen Beziehungen fand. Ich kann nur schwer in Worte fassen, welche Erregung mich überkam, als im Verlauf der Suche nach Belegen für die Mitwirkung Maiskis an dem Entschluss der Sowjets, den britischen Teilungsplan für Palästina von 1947 zu

unterstützen,⁵ der Archivar im russischen Außenministerium Maiskis voluminöses Tagebuch für das ereignisreiche Jahr 1941 zutage förderte. Bis dahin war noch nie ein persönliches Dokument von solcher thematischen Breite, solchem Wert und solchem Umfang, das neues Licht auf den Zweiten Weltkrieg und seine Entstehung werfen konnte, aus sowjetischen Archiven aufgetaucht. Schon beim ersten Durchblättern des Bandes bemerkte ich eine beeindruckende Unmittelbarkeit und Offenheit und war fasziniert von Maiskis analytischem Scharfsinn und seiner überragenden Prosa. Die Tagebücher umfassen mehr als 1800 Seiten – eine ebenso akribische wie offenherzige Chronik der Beobachtungen, Aktivitäten und Gespräche des quirligen sowjetischen Botschafters in London. Maiski tippte seine täglichen Eindrücke immer abends in die Maschine; es gibt aber auch handgeschriebene Einträge (die in der russischen Ausgabe bemerkenswerterweise fehlen); diese wurden oft in sicherer Entfernung von dem wachsamen «Auge Moskaus» in seinem Dienstzimmer in der Botschaft niedergeschrieben.

Das vollständige Tagebuch von Iwan Maiski veröffentlicht Yale University Press in drei reich mit Anmerkungen versehenen Bänden. Für die einbändige Ausgabe eine Auswahl zu treffen (sie enthält nur rund 25 Prozent des Tagebuchtextes und meiner Kommentare) war besonders schmerzhaft, weil die weggelassenen Passagen nicht weniger faszinierend und fesselnd sind als die beibehaltenen. Meine Grundregel war, den Wesensgehalt und den Fluss der Erzählung zu wahren. Auslassungen sind durch [...] gekennzeichnet. Wo Maiski selbst Auslassungspunkte gesetzt hat, fehlen die eckigen Klammern. Maiski streute gelegentlich englische, französische oder deutsche Formulierungen ein. An Stellen, an denen dies bedeutungsvoll erscheint, wurden diese fremdsprachigen Elemente belassen und sind kursiviert. Wo Maiski ein Wort durch Unterstreichen hervorgehoben hat, wurde dies beibehalten.

Das Verfahren, das durchlaufen werden musste, um die Tagebücher deklassifiziert zu bekommen und sie in Russland veröffentlichen zu können (die rechtliche Voraussetzung für jedwede Veröffentlichung solcher Dokumente im Westen), war langwierig und mühselig. Die editorische Arbeit an der russischen Ausgabe teilten sich das Institut für Allgemeine Geschichte an der Russischen Akademie der Wissenschaften unter Leitung seines Direktors Alexander Oganowitsch Tschubarian und Vitali Jurewitsch Afiani, Direktor der Archive der Russischen Akademie der

Wissenschaften, in denen Maiskis umfangreiches persönliches Archiv verwahrt wird. Ich bin beiden für ihre Kooperation zu großem Dank verpflichtet, muss allerdings sagen, dass das Ergebnis ihrer kompetenten Redaktionsarbeit nach wie vor eine gewisse amtliche Strenge atmet und in der Tendenz die etablierte russische Deutung der geschichtlichen Vorgänge aufrechterhält, die in den Zweiten Weltkrieg mündeten.

Die Kommentare und Anmerkungen in dem vorliegenden Band entsprechen nicht denen der russischen Ausgabe. Ursprünglich war ich versucht, meine editorischen Eingriffe auf das absolute Minimum zu beschränken und Maiski seine Geschichte selbst erzählen zu lassen. Dann jedoch wurde klar, dass angesichts der repressiven Bedingungen, unter denen Maiski sein Tagebuch führte, detaillierte Erläuterungen zum jeweiligen Kontext unerlässlich waren: Namentlich als die Zeiten rauer wurden und der Sturm an den Toren seiner Botschaft rüttelte, sah er sich gezwungen, viele Lücken in seiner ansonsten reichhaltigen und informativen Darstellung zu lassen. In der Sorge, das Tagebuch könne beschlagnahmt und der Nachwelt vorenthalten werden, bewahrte Maiski drei Exemplare davon auf. Die Kommentare beschränken sich daher keineswegs auf das bewährte Muster, dem Leser grundlegende Hilfswerkzeuge an die Hand zu geben. Darüber hinaus stelle ich den Tagebucheinträgen ausgewählte Teile der umfangreichen Korrespondenz aus Maiskis Privatarchiv (das ich in Moskau ausfindig machte) sowie aus seinem Telegrammverkehr mit dem russischen Außenministerium gegenüber, ferner seine Memoiren, die er nach seiner Verhaftung als Rechtfertigungsschrift abfasste, und eine Vielzahl anderer archivalischer Quellen. Ich hatte das Privileg, Zugang zu Maiskis persönlichen Fotoalben zu haben; einige der Bilder (von denen sich die meisten auf im Tagebuch geschilderte Vorgänge beziehen) sind hier abgedruckt. Oft übermitteln sie eine Botschaft, die tausend Wörter nicht formulieren könnten. Mein Dank gilt Dr. Alexej D. Voskresenski, einem Großneffen und Erben Maiskis, für seine Erlaubnis, Maiskis unglaublich persönlichen und zuweilen intimen Blick mit den Lesern zu teilen.

Das Tagebuch Iwan Maiskis ist kein typisches Sowjettagebuch, kein Instrument der «Selbstvervollkommnung», wie das Regime es als Mittel der politischen Schulung und Umerziehung propagierte. Es ist ein persönliches Tagebuch, das die sowjetischen Behörden seiner Zeit als «im Wesentlichen bürgerlich» abqualifiziert hätten, weil es vorwiegend um

und Klatsch. Im Einklang mit Churchill betont und rühmt überraschenderweise auch Maiski die Rolle «großer Männer» in der Geschichte. Er erkennt außerdem die Einzigartigkeit von Ereignissen an, anstatt sich der marxistischen Interpretation zu verschreiben, die den Einzelnen nur als untergeordnete Figur eines größeren sozialen Tableaus sieht. Weit davon entfernt, «den <Beitrag von einzelnen Personen> zur großen allgemeinen Sache» zu verneinen, vertrat Maiski in einem Brief an den sowjetischen Kommissar für Auswärtige Angelegenheiten, Georgi Tschitscherin, die Auffassung, man könne «kaum bestreiten, dass <Persönlichkeit> in der Geschichte eine gewisse Rolle spielt oder spielen kann. Zuweilen auch gar keine kleine.» Es genüge doch, erinnerte er den Minister, sich zu vergegenwärtigen, «was Iljitsch¹ für unsere Revolution bedeutet hat».⁶

Offenkundig war Maiski sich seiner Rolle als einer von denen, die Geschichte machen, bewusst. Nach einer bedeutsamen Unterredung mit Churchill im September 1941, als das Schicksal Moskaus am seidenen Faden hing, schrieb er:

Ich verließ das Haus eine Viertelstunde vor der verabredeten Zeit. Der Mond schien hell. Phantastisch geformte Wolken rasten von West nach Ost. Wenn sie den Mond verdeckten und ihre Ränder in Rot und Schwarz getaucht waren, erschien der Anblick düster und unheilverkündend. Als stehe die Welt am Vorabend ihrer Vernichtung. Ich fuhr durch die vertrauten Straßen und dachte: «Noch ein paar Minuten, und ein wichtiger, vielleicht entscheidender historischer Moment, befrachtet mit den schwersten Konsequenzen, wird über uns kommen. Werde ich ihm gewachsen sein? Habe ich genug Stärke, Energie, Raffinesse, Beweglichkeit und Verstand, um meine Rolle mit möglichst großem Erfolg für die UdSSR und für die Menschheit zu spielen?»

Das Tagebuch umspannt eine dramatische und entscheidende Epoche und deckt ein weites Spektrum an Themen ab. Offenkundig wurde es mit Blick auf die Nachwelt geschrieben.⁷ Maiski sah sich an die vorderste Front des geschichtlichen Prozesses versetzt und gewann (viel früher als andere) die Überzeugung, dass Europa einem Weltkrieg entgegentrieb. Er kommt immer wieder auf die Kehrtwende der sowjetischen Außenpolitik in den frühen dreißiger Jahren zu sprechen und auf die Beweggründe für den Beitritt seines Landes zum Völkerbund sowie für sein Umschwenken auf

1 Lenin.

eine Politik der «kollektiven Sicherheit». Es war Maiski, der Moskau als Erster auf die Gefahren hinwies, die einerseits der Nationalsozialismus und andererseits die Appeasement-Politik bedeuteten. Fieberhaft bemühte er sich, sowjetische und britische Interessen in Einklang zu bringen. Das wurde jedoch zunehmend schwieriger, nachdem 1937 Chamberlain das Premierministeramt übernommen hatte und in Moskau die berüchtigten brutalen Säuberungen stattfanden. Die ausführlichen Eintragungen des Jahres 1938 geben Einblick in die Vorgänge, die in die Münchner Konferenz mündeten, und in deren verheerende Auswirkungen auf das Konzept der kollektiven Sicherheit sowie auf das persönliche und politische Schicksal sowohl Maiskis als auch des sowjetischen Außenkommissars Maxim Litwinow. Die Einträge von 1939 offenbaren den ungeheuren psychischen Druck, unter dem Maiski bei seinen verzweifelten Versuchen stand, den Abschluss eines Dreierpakts zwischen der Sowjetunion, Großbritannien und Frankreich zu beschleunigen, der verhindern sollte, dass die Sowjetunion in die Isolation geriet. Sie zeigen, wie oft Maiski auf Konfliktkurs zur eigenen Regierung geriet; dies kulminierte in einer stürmischen Besprechung am 21. April 1939 im Kreml, bei der er und Litwinow scharf kritisiert wurden und die zwei Wochen später zur Entlassung Litwinows führte. Das Tagebuch macht zudem deutlich, in welche Verwirrung der Ribbentrop-Molotow-Pakt die sowjetischen Diplomaten stürzte, und beschreibt den Weg Großbritanniens vom Frieden zum Krieg.

Fesselnd sind auch Maiskis Sicht – als gut informierter Außenseiter – auf London während des deutschen Bombenkriegs und die Schilderung seiner häufigen Treffen mit Churchill und Eden in kleinstem Kreis. Die Bedeutung seiner Erinnerungen an die Kriegszeit lässt sich kaum überschätzen. Während es gängige Praxis war, dass der Außenminister Aufzeichnungen über all seine Gespräche mit Botschaftern anfertigte, war der Premierminister dazu nicht verpflichtet. Es finden sich infolgedessen in den britischen Archiven keine Unterlagen zu den zahlreichen wichtigen Unterredungen zwischen Maiski und Churchill vor und während des Zweiten Weltkriegs. Die einzigen verbliebenen Quellen zu diesen Gesprächen sind daher Maiskis detaillierte und zeitnah niedergeschriebene Tagebucheinträge und seine knapper gefassten Telegramme an das Außenministerium in Moskau. Seine Tagebücher werden so zu einer unverzichtbaren Quelle und treten an die Stelle der überwiegend tendenziösen und bruchstückhaften retrospektiven Darstellungen, mit denen Histo-



Maiski stößt mit seinem Alliierten im Kampf gegen Hitler an – vermutlich handelt es sich um Wodka.

riker bis heute vorliebnehmen mussten. Es wäre kaum übertrieben zu sagen, dass diese Tagebücher einige Kapitel der Geschichte, wie wir sie zu kennen glaubten, neu schreiben. Die nie da gewesenen und außergewöhnlichen Beziehungen, die Maiski zu den politischen Führern Großbritanniens aufgebaut hatte, spiegeln sich in dem Abschiedsbrief, den der Botschafter nach seiner Abberufung an Churchill schrieb:

Im Rückblick auf diese elf Jahre kann ich, ohne zu zögern, sagen, dass von einem persönlichen und politischen Standpunkt aus meine Verbindung mit Ihnen, die sich über eine so lange Zeit erstreckt hat, das Glanzlicht meiner hiesigen Mission als Botschafter gewesen ist. [...] Ich habe all unsere Begegnungen und Gespräche sehr genossen, unabhängig davon, ob Sie ein Amt innehatten oder nicht, gaben Sie mir doch immer das Gefühl, es mit einem der bemerkenswertesten Engländer unserer Zeit zu tun zu haben.

Das Motiv, das sich als roter Faden durch Maiskis historische Aufzeichnungen zieht, ist sein persönlicher Kampf um das physische Überleben

in der Zeit des Großen Terrors, nach der er und die mit ihm befreundete Feministin Alexandra Kollontai, sowjetische Botschafterin in Stockholm, in ganz Europa als einzige auf ihren Posten verblieben waren.⁸ Während seiner gesamten Amtszeit als Botschafter balancierte Maiski auf dem Drahtseil; er versuchte einerseits, bei seinen Unterredungen mit britischen Gesprächspartnern offen und ehrlich zu sein, und musste andererseits aufpassen, den Kreml nicht zu verärgern. Diese Spannung entlädt sich in den Tagebüchern immer wieder: Weil Maiski fürchtete, das Verhältnis zwischen den beiden Ländern könne durch gegenseitiges Misstrauen vergiftet werden, und weil er sich der eigenen Gefährdung stets bewusst war, verschwieg er dem Kreml oft bedeutsame Erkenntnisse. Ein schlagendes Beispiel war das Zurückhalten der Information, dass Churchill ihm 1943 anvertraut hatte, er sehe für eine Landeoperation über den Ärmelkanal selbst im Jahr 1944 keine Möglichkeit.⁹

Die miteinander verflochtenen Erzählstränge würzt und belebt Maiski mit scharfsichtigen und zuweilen amüsanten Beobachtungen und Anekdoten aus der britischen Gesellschaft und Politik, über Mitglieder des Königshauses, Schriftsteller und Künstler. Die Lust, mit der Maiski Prosatexte und Lyrik schrieb, verrät einen fast zwanghaften Drang, seinen Gedanken und Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Das Ergebnis ist ein Konglomerat aus Literatur und Geschichtsschreibung. «Ich hatte seit meiner Kindheit literarische Neigungen», schreibt er rückblickend.

Als Junge machte es mir Spaß, ein Tagebuch zu führen und mit Verwandten und Freunden Briefe zu wechseln. [...] Solange ich zurückdenken kann, dichtete oder beschrieb ich immer irgendetwas – einen Wald nach dem Regen, eine Notaufnahmestation, eine Reise nach Chernoluch'ye, einen Nadelwald unweit von Omsk usw. Als ich etwas größer war, erprobte ich mein Geschick an Tagebüchern, Schulaufsätzen und Artikeln zu aktuellen Themen.

In späteren Jahren gestand Maiski der Sozialistin Beatrice Webb von der Fabian Society, die ebenfalls literarische Ambitionen hegte, dass er das diplomatische Metier eigentlich nicht mochte – er und seine Frau seien in der Welt der Akademiker oder Freiberufler wesentlich glücklicher gewesen, im Hörsaal, in der Bibliothek oder im Labor.¹⁰ Als Maiski mit 70 Jahren inhaftiert wurde, schrieb er denn auch einen faszinierenden Roman mit dem Titel *Blizko-Daleko* («Nah und weit weg»).

Damit nicht genug, war Maiski mit einem außerordentlich guten Ge-

dächtnis gesegnet, das ihn in Verbindung mit seinem psychologischen Einfühlungsvermögen, seiner scharfen Beobachtungsgabe und seiner unersättlichen Neugier zu einem der kenntnisreichsten Zeugen der dramatischen Ereignisse und der handelnden Personen der dreißiger Jahre macht.

Die langjährige diplomatische Praxis hatte mein Gedächtnis darauf trainiert, wie eine fotografische Platte zu funktionieren, die ohne Probleme alle typischen Merkmale der Personen, die ich kennenlernte, registrierte: Ihre äußere Erscheinung, ihre Worte, Gesten und ihre Art zu reden brannten sich unverzüglich auf diese Platte ein und verdichteten sich zu hochaufgelösten Bildern. Zu einem mentalen Urteil über eine Person – positiv oder negativ, mit oder ohne Einschränkungen – gelangte ich oft noch an Ort und Stelle, direkt nach dem ersten Kennenlernen.¹¹

«Wenn Sie von der Galerie im Parlament auf uns herabblickten», erinnerte sich Harold Nicolson, Autor, Diplomat und Tagebuchschreiber, in einem Brief an Maiski, «dann taten Sie es mit einem wohlwollenden Interesse, in der Art eines Biologen, der das Verhalten von Molchen in einem Bassin untersucht.»¹²

Maiski hatte während des Ersten Weltkrieges zwei Jahre im Londoner Exil verbracht und in den zwanziger Jahren zwei Jahre als Geschäftsträger der dortigen Botschaft; in dieser Zeit und in seinen elf Jahren als Botschafter hatte er einen riesigen Bekanntenkreis gewonnen. Das enge persönliche Verhältnis, das Maiski zu vielen britischen Spitzenpolitikern und -beamten sowie zu Intellektuellen und Künstlern unterhielt, verschaffte ihm eine perfekte Rundumsicht. Seine Aufzeichnungen dokumentieren Gespräche mit allein fünf britischen Premierministern – David Lloyd George, Ramsay MacDonald, Stanley Baldwin, Neville Chamberlain und Winston Churchill –, den Königen George V. und Edward VIII., außerdem einer eindrucksvollen Garde prominenter Persönlichkeiten wie Anthony Eden, Lord Halifax, Lord Beaverbrook, Lord Simon, Lady Nancy Astor, Clement Attlee, Sidney und Beatrice Webb, Stafford Cripps, John Maynard Keynes, Robert Vansittart, Joe Kennedy, Harry Hopkins, Jan Christian Smuts, Bernard Shaw und H. G. Wells, um nur einige zu nennen.

Für Fachfremde mit begrenztem Einblick in die von den Russen veröffentlichten reichhaltigen und faszinierenden Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges bietet das Tagebuch einen seltenen Einblick in das Innenleben des Sowjetregimes; die Einträge stellen viele der vorherr-

schenden, oft tendenziösen Geschichtsdeutungen sowohl russischer als auch westlicher Provenienz in Frage. Für den Fachmann ergänzt das Tagebuch die von den Russen veröffentlichten dokumenty vneschnei politiki SSSR (nachfolgend als *DVP* angeführt), indem es eine farbige und offenherzige Beschreibung von Maiskis Gesprächspartnern liefert und dabei auch die eigenen emotionalen, ideologischen und politischen Befindlichkeiten und Einsichten offenbart, die in den offiziellen Dokumenten fehlen. Es ist überdies erstaunlich zu erfahren, wie offen und rückhaltlos britische Politiker und Amtsträger wie Eden, Lord Beaverbrook, Lloyd George und Vansittart mit dem sowjetischen Botschafter sprachen – und dabei zuweilen mehr Sympathie für die sowjetische Sache erkennen ließen, als man es sich bislang hätte vorstellen können. Es ist eine Sache zu lesen, dass nach Überzeugung der Sozialistin Beatrice Webb «das kapitalistische System noch höchstens 20 bis 30 Jahre zu leben» hatte, aber eine ganz andere zu erfahren, dass Brendan Bracken, Churchills Vertrauter, erklärte, er sei «skeptisch, was die Zukunft des Kapitalismus betrifft», und glaube, dass «die Welt auf einen Triumph des Sozialismus» zusteure, wenn auch «nicht genau auf den Sozialismus, den wir in der Sowjetunion haben».¹³ Anthony Eden antwortete bei einem ihrer intimen Kamingespräche auf Maiskis Randbemerkung, der Kapitalismus sei «eine ausgelaugte Kraft»:

Ja, da haben Sie recht. Das kapitalistische System in seiner heutigen Form hat seine große Zeit hinter sich. Was wird an seine Stelle treten? Ich kann es nicht konkret sagen, aber es wird sicherlich ein anderes System sein. Staatssozialismus? Ein halber Sozialismus? Ein Dreiviertelsozialismus? Vollständiger Sozialismus? Ich weiß es nicht. Vielleicht wird es ein <konservativer Sozialismus> in einer besonders reinen britischen Form sein.¹⁴

Die Fülle an Memoiren und Tagebüchern westlicher Politiker um den Zweiten Weltkrieg ist bezeichnend im Vergleich zu dem wenigen, das sich auf der sowjetischen Seite findet. Die einzigen relevanten Memoiren aus der russischen Sphäre sind die in den sechziger Jahren von Militärs veröffentlichten. Weil es so wenig an persönlicher Erinnerungsliteratur gibt, stellen die in mehreren Bänden erschienenen Memoiren Maiskis,¹⁵ versetzt mit ausgewählten Zitaten aus seinem Tagebuch, eine unverzichtbare Quelle für die historiographische Rekonstruktion der sowjetischen Politik dar. Diese auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges in der Rückschau abgefassten Memoiren sind zwar eine fesselnde Lektüre, aber ungeachtet des-

sen höchst strittig und irreführend. Gerade deshalb kommt Maiskis laufend und spontan verfasstem Tagebuch eine ungeheure geschichtliche Bedeutung zu. In seinen Memoiren stellt er die sowjetische Außenpolitik als moralisch und politisch rechtschaffen dar und blendet strittige Fragen aus, wogegen die Tagebucheinträge seine unmittelbaren, weit weniger zurechtgerückten Eindrücke wiedergeben.

Diese Diskrepanz zwischen den Memoiren und dem Tagebuch ist nicht überraschend. Ab Ende der vierziger Jahre war der Stern Maiskis im Sinken begriffen. Auf dem Höhepunkt der antijüdischen Paranoia, die der «Ärzteverschwörung» von 1952 folgte, wurde er verhaftet und der Spionage, des Verrats und der zionistischen Konspiration angeklagt.¹⁶ Der Tod Stalins zwei Wochen später, im März 1953, rettete ihm das Leben, doch blieb er noch zwei weitere Jahre im Gefängnis, weil er angeblich gemeinsame Sache mit Stalins früherem Günstling und Chef des NKWD L. P. Beria gemacht hatte. Es scheint, dass Beria 1953 tatsächlich in Maiski einen Kandidaten für das Amt des Außenministers sah und ihm die Koordinierung der nachrichtendienstlichen Aktivitäten in Großbritannien übertrug. Doch dann wurde Beria selbst im Juli 1953 verhaftet und bald darauf hingerichtet. Im Zusammenhang mit dem Vorwurf der angeblichen Komplizenschaft mit Beria und der Inhaftierung wurde sicher auch die Erinnerung an Maiskis frühere Verbindung zu den Menschewiken wieder aufgewärmt.¹⁷

Sofort nach Stalins Tod wandte sich Maiski aus seiner Gefängniszelle heraus an Georgi Malenkow, den neu gewählten Vorsitzenden des Ministerrats. Maiski bot an, für seine vergangenen Fehler Buße zu tun, indem er helfe, eine Gruppe junger, fähiger sowjetischer Historiker zusammenzustellen, die sich der Sonderaufgabe widmen würde, «gegen die bürgerliche Verfälschung der Zeitgeschichte vorzugehen [...] falls es möglich wäre, mein Leben zu schonen».¹⁸ 1955, im Alter von 72 Jahren, stürzte sich ein nach zweieinhalb Jahren der Demütigung und Einkerkierung kranker und gebrechlicher Maiski in einen langwierigen und verzweifelten Kampf um die Wiederherstellung seiner Parteimitgliedschaft und seiner Zugehörigkeit zur Akademie der Wissenschaften, vor allem aber um seine vollständige Rehabilitierung.¹⁹ Aus der Haft entlassen, beschwerte er sich umgehend bei Nikita Chruschtschow, dass man ihn «verfemt» habe, und gelobte, «mein Äußerstes für das Wohl der Partei» zu tun, indem er «dem sowjetischen Staat als wissenschaftlicher Historiker» gute Dienste leisten

werde. Er erbot sich, Forschungen zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges zu betreiben, «unter besonderer Berücksichtigung und kritischer Bewertung der im Westen veröffentlichten Literatur». ²⁰ In einem ähnlichen Schreiben an Woroschilow, den Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets, äußerte er seinen «glühenden Wunsch», in den ihm verbleibenden Jahren als «hauseigener Historiker der Außenpolitik der UdSSR [...] die bedeutendsten bürgerlichen Verfälscher der Zeitgeschichte, insbesondere der Zeit des Zweiten Weltkriegs, zu demaskieren» und damit dem sowjetischen Staat seinen «bestmöglichen Dienst zu erweisen». ²¹ Der historiographische Wert seiner Memoiren litt zusätzlich unter der strengen Zensur, der sie von Anfang an unterzogen wurden und die ihn später auch noch zwang, kritische Passagen über Stalin aus der 1971 erschienenen russischen Endfassung zu streichen. ²²

Die Geschichte von Maiskis langer Botschaftermission in London, wie er sie in seinen Tagebüchern in rückhaltloser Offenheit erzählt, ist in der Tat atemberaubend. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts sagte der britische Diplomat Stratford Canning voraus, die öffentliche Meinung werde womöglich «zu einer Macht heranwachsen, die gewaltiger ist als alles, was je zuvor in der Geschichte der Menschheit losgetreten worden ist». Sein französischer Kollege Jules Cambon, ein erfahrener Diplomat, äußerte die Überzeugung, ein Botschafter dürfe sich, wenn er ein Land gründlich kennenlernen wolle, nicht auf Kontakte zu Ministern beschränken, sondern werde gegebenenfalls feststellen, dass «auch die Freundschaft zu Frauen von hoher gesellschaftlicher Stellung von großem Wert für ihn sein könnte». Aber eigentlich war erst Maiski derjenige, der einen revolutionären Stil der Diplomatie einführte, mit dem er viele seiner Gesprächspartner irritierte, der aber seither sehr viele Nachahmer gefunden hat. Er war mit Sicherheit der erste Botschafter, der die öffentliche Meinung im Gastgeberland systematisch manipulierte und beeinflusste, und zwar hauptsächlich über die Presse. Ein Gast bei einem Empfang in der Botschaft erinnerte sich, beobachtet zu haben, wie Maiskis Erster Sekretär auf dem Korridor «dem politischen Redakteur des *News Chronicle*, Cummings, auseinandersetzte, dass seine Artikel über den finnischen Krieg «maßlos übertrieben» gewesen seien». ²³ Als begnadeter «PR-Mann» zu einer Zeit, da dieses Metier noch in den Kinderschuhen steckte, hatte Maiski keine Scheu davor, sich mit Oppositionsgruppen, Hinterbänklern, Zeitungsredakteuren, Gewerkschaftern, Schriftstellern, Künstlern und

Intellektuellen anzufreunden. «Ich habe nie einen Vertreter einer fremden Macht kennengelernt», erinnerte sich John Rothenstein, Direktor der Tate Gallery, «der im Gespräch so entwaffnend war, als besitze sein Zuhörer sein vollstes Vertrauen, oder der sich so große Mühe gab, die Politik – oder die vorgebliche Politik – seiner Regierung auch einem politischen Leichtgewicht verständlich zu erklären. Und anders als die meisten seiner sowjetischen Kollegen schien er absolut gewillt, persönliche Freundschaften zu schließen.»²⁴

Iverach McDonald, damals ein junger Auslandskorrespondent der Londoner *Times*, hinterließ eine treffende Erinnerung an Maiski und seinen Modus Operandi:

Die meisten britischen Beamten empörten sich über die Art und Weise, wie Maiski sich einmischte, wann immer es ihm beliebte, unbekümmert um normale diplomatische Usancen. [...] Er zögerte nie, seinen Zuhörern durch rechtzeitige und wohlbedachte Indiskretionen Munition zu liefern, die sie gegen Chamberlain, John Simon und die anderen einsetzen konnten. Seine Mittagstischrunden konnten förmlich und orthodox ablaufen, aber auch wie das Treffen einer oppositionellen Clique. [...] Jedes Mal, wenn ich ihn in seiner Botschaft in der Millionaires' Row besuchte, schien er alle Zeit der Welt für ein Gespräch mit einem jungen Mann zu haben. Er pflegte demonstrativ sein Telefon auszustöpseln, zum Zeichen dafür, dass wir nicht gestört werden würden. Oder er ging mit mir hinter bis ans Ende des Gartens, wo hinter der Hecke die Kensington Gardens begannen und wir im warmen Sonnenschein und in völliger Vertraulichkeit flanieren und reden konnten.²⁵

Maiski pflegte die Beziehungen zu einem bedeutsamen Teil der britischen Presse mit außerordentlichem Geschick. Er las praktisch alle britischen Tages- und Wochenzeitungen. Er rühmte sich gerne, dass er jederzeit, wenn es ihm nötig erschiene, einen Leserbrief in der *Times* platzieren könne.²⁶ Sein «Gespür für tagesaktuelle Veränderungen des Denkens und Fühlens und seine ebenso leutseligen wie gelassenen Reflexionen über den gesamten Krieg in all seinen Verästelungen», bemerkte ein amerikanischer Journalist, machten Maiski zu «einem der kompetentesten Beobachter» in London.²⁷ Was ein Botschafter anstreben müsse, seien, so erklärte Maiski seiner Freundin Beatrice Webb, «enge persönliche Beziehungen zu allen rührigen Leuten in dem Land, in dem er akkreditiert ist – aus allen Parteien oder Kreisen einflussreicher Meinungsbildner, anstatt sich mit den anderen Diplomaten und dem inneren Zirkel der Regie-

renden, ob königlich oder [bürgerlich], abzukapseln». Natürlich war Maiski zuerst und vor allem ein Beauftragter seiner Regierung, aber wenn er in der ihm eigenen ruhigen, oft humorvollen Weise redete, erweckte er immer den Eindruck, «er spreche weit mehr als Individuum denn bloß als ein Lautsprecher seines Herrn».²⁸

Insbesondere Maiskis Bemühungen, den Pressemagnaten Lord Beaverbrook zu umgarnen, zahlten sich aus. Dessen *Daily Express* stilisierte Stalin zum Verteidiger der nationalen Interessen der Sowjetunion, anstatt ihn zum Vorkämpfer einer Weltrevolution zu stempeln. Im Herbst 1936 verwies Beaverbrook Maiski auf die «freundliche Haltung» seiner Zeitungen Stalin gegenüber und versicherte ihm: «Kein von mir beherrschtes Presseorgan wird irgendetwas tun oder sagen, das geeignet wäre, Ihr Botschafteramt zu gefährden.»²⁹ 1939 arrangierte Beaverbrook mit Hilfe Maiskis für einen seiner Nachwuchsjournalisten eine Russlandreise. In einem Brief an den Botschafter schrieb Beaverbrook, der junge Journalist wandle «in all seinen politischen Meinungen in den Fußstapfen seines Meisters. Natürlich pfeifen die Spatzen von den Dächern, dass der Meister in den Fußstapfen Maiskis wandelt.» 1942 gehörte Beaverbrook zu den glühenden Befürwortern einer zweiten Front.³⁰

Wohlwollen wurde von Maiski oft mit Freundschaftsgaben vergolten. «Ich erlaube mir, mein Ihnen gegebenes Versprechen zu halten», schrieb Maiski an Beaverbrook, «und hoffe, Sie werden die Kostprobe russischen Wodkas, die ich auf den Weg gebracht habe, zu genießen wissen. Meine Frau hat Ihnen, wie ich glaube, etwas über den russischen Likör namens Zapenkanka erzählt und lässt eine Kostprobe davon beilegen, in der Hoffnung, dass er Ihnen schmecken wird.»³¹ William Camrose, Redakteur beim konservativen *Daily Telegraph*, schätzte offensichtlich den russischen Kaviar, den der Botschafter ihm jedes Jahr zu Weihnachten zukommen ließ:

Mein lieber Botschafter, kein Geschenk hätte passender oder willkommener sein können als die Dosen köstlichen Kaviars, die ich gestern Abend erhielt.

Selbst wenn sonst nie etwas Gutes aus Russland gekommen wäre, ist der Kaviar allein schon ein großes Geschenk an die Zivilisation! [...] Allerbesten Dank für Ihre freundliche Aufmerksamkeit.³²

Im britischen Außenministerium, dem Foreign Office, war man äußerst ungehalten darüber, dass gegen Maiski «keine Restriktionen verhängt

werden, um ihn daran zu hindern, so ziemlich alles zu tun, was er will», und dass er «äußerst ausgiebigen Gebrauch von seinem freien Zugang zu allen Kabinettsmitgliedern und anderen» machte.³³ Andererseits räumte Alexander Cadogan, permanenter Unterstaatssekretär im Foreign Office, widerwillig ein: «Es ist noch nicht gelungen, irgendwelche persönlichen Schwächen des Herrn Maiski zu entdecken, die sich mit einem Geschenk aus den Händen des Außenministers oder Premierministers füttern ließen.»³⁴ Offizielle Beschwerden blieben ebenso wirkungslos.

Seine ideologischen Vorlieben bewogen Maiski dazu, sich um besonders enge Kontakte zur Londoner City zu bemühen, von der er glaubte, sie kontrolliere die britische Politik. Gleich nach seiner Ankunft in London bat er seinen alten Freund H. G. Wells, ein «informelles Treffen mit «ein paar intelligenten Bankiers» zu arrangieren, [...] so dass sich die Gelegenheit zu einem guten Gespräch ergibt». Wells erfüllte ihm den Wunsch. Er drängte Brendan Bracken, «Maiskis morbides Bedürfnis, Bankiers auf die Schultern zu klopfen und sich mit ihnen auf Du und Du zu stellen», zu befriedigen.³⁵ Francis Williams, Redakteur beim *Daily Herald*, erinnerte sich, wie überrascht er war, als sich im Verlauf eines delikaten Mittagbanketts in der Botschaft eine sehr persönliche und «höchst angenehme und zivilisierte Konversation» über Theater und Literatur in London entwickelte. Kaum hatte sich der «englisch wirkende Butler» zurückgezogen und die Gäste bei Kaffee und Brandy zurückgelassen, kam Maiski auf seine hohe Wertschätzung für Williams' Kolumne zu City-Themen zu sprechen. Wie Williams später eingestand, hatte er ein «leicht mulmiges Gefühl», als Maiski ihn, nachdem er ihn über das Ausmaß deutscher Geldgeschäfte in der City aufgeklärt hatte, mit Fragen über die generelle Stimmung dort und ihren Einfluss auf die britische Regierung löcherte. Ihm sei in dem Moment klar geworden, dass «der Grad meiner «Zuverlässigkeit» aus der russischen Warte auf die denkbar schonendste Weise ausgetestet wurde». Beim Abschied brachte Maiski die Hoffnung zum Ausdruck, in Zukunft gelegentlich mit dem Journalisten essen gehen zu können, und scheute sich auch nicht, ihm einen konkreten Vorschlag zu unterbreiten:

Ich nehme an, Sie würden nicht in Erwägung ziehen, mir von Zeit zu Zeit schriftliche Berichte über Institutionen und Vorgänge in der City zukommen zu lassen? Ich fände es sehr interessant, wenn Sie das tun könnten. Es muss eine Menge Dinge geben, die Sie im Blatt

nicht unterbringen können. Es wäre von höchstem Wert, und wir (mit federleichter Betonung auf dem «wir») wären dafür außerordentlich dankbar.

Ergänzend dazu gab es jedes Jahr zu Weihnachten ein Glas Kaviar und eine Flasche Wodka mit den persönlichen Empfehlungen des Botschafters. Der schmale Grat zwischen Rekrutierung und Wahrung der eigenen beruflichen Integrität wurde, wie das Tagebuch eindeutig offenlegt, von vielen führenden Publizisten und Journalisten (und vielleicht auch von Politikern) eindeutig überschritten.³⁶

Die traditionellen Vorurteile über Russland und seine Völker – das fatalste Element in den Beziehungen zwischen Großbritannien und Russland seit dem 18. Jahrhundert – machten die Situation Maiskis in London besonders prekär. Überhaupt nicht hilfreich für ihn war dabei die traditionelle russische Xenophobie, zu der sich verstärkend noch die Neigung der sowjetischen Revolutionäre gesellte, die westliche Bourgeoisie zu dämonisieren. Obwohl Maiski von allen Seiten als der vielleicht bemerkenswerteste und bestinformierte Botschafter am Court of St. James gefeiert wurde, schlug ihm dennoch manchmal ein an Feindseligkeit grenzender Argwohn entgegen. Die lange Tradition des Misstrauens und der gegenseitigen Verdächtigungen stellte eine schwer überwindliche Hürde für den Erfolg seiner Mission dar. Die breite Popularität, die er in der Bevölkerung genoss, bescherte ihm erst recht «Verärgerung und Geringschätzung» in den höheren Kreisen, in denen er oft als «dieser kleine tatarische Jude» bezeichnet wurde.³⁷ Selbst Freunde konnten sich nicht immer Anspielungen auf seine untersetzte, «sub-falstaff'sche» Gestalt verkneifen. «Er sitzt da in seinem hässlichen viktorianischen Arbeitszimmer», verrät uns die giftige Tinte in Harold Nicolson's Tagebuch, «wie ein Zwerg in einem Sessel, dreht die Daumen, zwinkert mit den Augen und sieht so aus, als reichten seine Beine nicht bis auf den Fußboden.»³⁸ Das ambivalente Verhältnis zu Maiski brachte womöglich General Edward Spears am prägnantesten auf den Punkt: «Von kräftiger Statur, offensichtlich sehr stark und schlau, ein typischer Tatar und zweifellos letztendlich brutal, wie es Leute seines Stammes nun einmal sind» – die Tatsache, dass Maiski (zumindest väterlicherseits) polnische Wurzeln im sogenannten russischen Ansiedlungsrayon hatte, interessierte offenbar nicht.³⁹ Beatrice Webb, die Maiski besonders nahestand, fragte sich,

was der Aristokrat Eden, der faschistische Charmeur Grandi, der Nazi-strolch von Ribbentrop gegenüber dem untersetzten, hässlichen jüdisch-tatarischen Sowjetbotschafter empfinden, der mehr Ähnlichkeit mit einem cleveren, im Weltmarkt agierenden Geschäftsmann hat als mit einem zwischen den Regierungen der Welt pendelnden Berufsdiplomaten. Die halbe Regierung und das halbe Foreign Office betrachten ihn als Staatsfeind Nummer eins, während die anderen ihn nervös als einen möglichen Verbündeten bei der Rettung des britischen Empire vor dem militanten Futterneid Deutschlands und Italiens beäugen.⁴⁰

Ein plastisches Potpourri solcher Wahrnehmungen liefert die Schilderung eines von Maiski in der sowjetischen Botschaft veranstalteten Mittagessens durch Harold Nicolson:

Die Tür öffnete mir ein Herr mit weichem Kragen und stoppeligem gelbem Schnurrbart. Ich wurde in ein Zimmer von beispielloser Scheußlichkeit geführt, wo ich von Botschafter Maiksy [...] überschwenglich begrüßt wurde. [...] Wir standen in dem greulichen Vorzimmer und bekamen Sherry, der nach dem Korken schmeckte, während der Mann mit dem gelben Schnurrbart und eine unappetitliche Muschiktochter Geschirr und Bananen in das Zimmer nebenan trugen.

Dann gingen wir zu Tisch in einem Wintergarten, mehr Winter als Garten. Wir fingen an mit Kaviar, was nur gut war. Dann gab es ein wenig feuchte tote Forelle. Danach gab es große Brocken Huhn, umgeben von üppigen Bergen von Brunnenkresse. Dann gab es das, was in Krankenhäusern «Fruchtgelee» genannt wird. [...]

Während des ganzen Essens hatte ich das Gefühl, daß mir das alles ungeheuer vertraut sei. Es war gewiß nicht das Rußland, das ich kannte. Und dann plötzlich merkte ich, daß es der Orient war. Sie spielten Europäer [...]. Sie sind Orientalen geworden.⁴¹

Anderen jedoch, etwa dem Labour-Mitglied Herbert Morrison, erschien Maiski als ein Mann, der einleuchtende Dinge sagte, der «vernünftig und lebhaft argumentierte, dies aber mit einer fast westlichen Objektivität tat, die Diskussionen mit ihm, anders als mit den meisten Kommunisten, anregend und fruchtbar machte».⁴² Auch Rab Butler, damals Unterstaatssekretär für Auswärtiges, billigte Maiski zu, «sicherlich der beharrlichste» aller ausländischen Repräsentanten in London zu sein. Bernard Pares, der Doyen der britischen Russlandhistoriker, schwärmte von Maiski, von dem er «nie eine Vorhersage bekommen hatte, die nicht eingetroffen wäre».⁴³



Agnia Maiski, die stets charmante Gastgeberin

Und Bruce Lockhart¹ bekannte, dass Maiski «sein England gewiss gründlich kannte, wenn nicht sogar für den Geschmack mancher Leute zu gründlich. Als ich ihm Lebewohl sagte, dachte ich mir, dass wir vielleicht lange warten müssten, bis wir wieder einen so guten russischen Botschafter geschickt bekämen.»⁴⁴

Anders als die späteren Vertreter der «stalinistischen Schule der Diplomatie» mit ihrer Verslossenheit und ihrem schroffen Auftreten arbeiteten Maiski und seine Frau Agnia als Team zusammen und taten ihr Möglichstes, um durch reine Freundlichkeit die öffentliche Meinung in Großbritannien für sich zu gewinnen. Konservative waren bei ihren Mittagbanketten genauso willkommen wie Labour-Leute. Als Maiski nach London kam, bat er Bruce Lockhart, ihn in die Londoner Gesellschaft einzuführen. Dieser gab sich überrascht und sagte, Maiski kenne doch die britischen Sozialisten sicher besser als er. «Das schon», antwortete Maiski,

¹ Sir Robert Hamilton Bruce Lockhart, 1914–1917 geschäftsführender britischer Generalkonsul in Moskau; 1918 als Sondergesandter in Russland festgenommen und gegen Litwinow ausgetauscht; 1941–1945 leitendes Mitglied der Political Warfare Executive.

«aber ich möchte mehr von den Leuten kennenlernen, die dieses Land führen.» Es sprach sich herum, dass die von Maiski gegebenen Empfänge anfänglich «von Linken, verrückt gekleidet, bevölkert waren», dass sich seine Gäste aber «mit der Zeit von roten Krawatten zu gestärkten Hemden und Abendgarderobe weiterentwickelten, bis eines Abends H. G. Wells, der zu einem großen Empfang in einem gewöhnlichen Straßenanzug erschienen war, feststellte, dass er der einzige so informell Gekleidete war».

Maiski schaffte es, selbst in der schwierigsten Periode, während der Dauer des deutsch-sowjetischen Pakts und des sowjetisch-finnischen Krieges, nur wenige seiner britischen Freunde zu verlieren. Louis Fischer, der gut informierte internationale Journalist, fand es bemerkenswert, «wie akribisch und mit welcher unendlich großer Sorgfalt [Maiski Beziehungen zu] zahlreichen wichtigen Persönlichkeiten des politischen Lebens in Großbritannien pflegte» und «seine attraktive Gattin das Ihre zur Mehrung seiner Beliebtheit in der guten Gesellschaft beitrug». ⁴⁵ Agnia war in seinem Leben omnipräsent, und in den seltenen Phasen, in denen sie sich eine Einkaufstour gönnte, indem sie etwa auf dem Rückweg von einer Versammlung des Völkerbunds in Genf einen längeren Zwischenstopp in Paris einlegte, schien er aus dem Gleichgewicht zu geraten. «Meine liebste *Turtschik*», schrieb er ihr bei einer solchen Gelegenheit,

ich langweile mich zu Tode. Nicht nur dass ich allein bin, vollständig allein in den vier Wänden dieser Wohnung, noch dazu bin ich bis gestern nicht einmal auf die Straße gegangen. [...] Ich lese eine Menge, höre Radio und Schallplatten. Marussja füttert mich gut genug, und die häusliche Seite der Dinge ist im Allgemeinen <in Ordnung>. [...] Ich kann es nicht erwarten, dich bald wiederzusehen. Ich küsse meine liebe süße *Turtschik* inbrünstig und warte voller Ungeduld auf sie. Michailitschi. ⁴⁶

Der Eindruck, den die beiden vermittelten, war der zweier «scharf kontrastierender Naturelle: Sie war eine Frohnatur, optimistisch und eine kompromisslose Revolutionärin, er war ruhig, mit einem gelegentlichen Anflug von dunklen Vorahnungen, zwar ein loyaler und pflichtbewusster Botschafter, aber mit ziemlich liberalen Ansichten.» ⁴⁷ Agnia fand wie ihr Mann das komfortable Leben in London mit all seinen glitzernden Facetten offenbar verlockend. Herbert Morrison gewann den Eindruck, sie genieße ihre Zeit in London, «denn sie bewunderte die Londoner und mochte ihre Lebensart. Ich erinnere mich, wie ich ihr bei einem Empfang in der Sowjetbotschaft beisprang, so gut ich konnte, als sie darum bat, ihr



Das Team

den Lambeth Walk⁴⁸ beizubringen. Sie vergaß es mir nie.»⁴⁹ Agnia war eine hübsche Frau mit guten Umgangsformen, die sich «attraktiv kleidete» und im Parlament einmal Kritik dafür erntete, dass sie «1500 Guineen für einen Pelzmantel» ausgegeben hatte, während die russischen Armeen «von den Deutschen niedergemacht» wurden und sie selbst in den Fabriken Geld für das Rote Kreuz sammelte.⁵⁰ In den späten zwanziger Jahren hatte das Narkomindel, das Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten, eine Schneider- und Bekleidungswerkstatt eingerichtet, die die Garderobe für die sowjetischen Diplomaten und ihre Frauen herstellte. Es waren nach Beatrice Webb, die ein Faible für die Haute Couture hatte, «mit Bedacht nach den an den Höfen oder in den betreffenden Hauptstädten vorherrschenden Modetrends gefertigte Kleider. Woraus sich die Eleganz von Madame Maiski und Madame Litwinow erklärt, über die in den Modezeitschriften so viel geredet wird.» Das galt freilich nicht für den Botschafter, der seine «stämmige Figur», wie sie beobachtete, oft «in eine Art Urlaubsgarderobe hüllt, lose hängende, leichte Gewänder in denkbar unkonventionellen Schnitten und Farben». Ideologisch um eini-

ges militanter als ihr Gatte, war Agnia hin und wieder streitlustig und ließ ihren Gefühlen freien Lauf. Bei einem Empfang im Buckingham Palace lief ihr eine ehemalige Kammerzofe der russischen Zarin über den Weg, die ein Medaillon mit dem Bild der Zarin trug. Es ging anschließend das Gerücht, Agnia habe das Medaillon bespuckt.⁵¹

Wie viel Spielraum Botschafter selbst unter Stalins brutal autoritärem Regime hatten, ist eine der erstaunlichsten Erkenntnisse aus Maiskis Tagebuch. Viele seiner Initiativen flossen direkt in die sowjetische Politik ein, zuweilen sogar gegen die im Kreml vorherrschenden Auffassungen. Schlagende Beispiele hierfür sind Maiskis rigoroses Eintreten für Verhandlungen über eine Tripelallianz mit den Westmächten Anfang 1939 und seine Kampagne für die «zweite Front» in den Jahren 1941 bis 1943. Um Beachtung zu finden, musste Maiski oft eigene Ideen seinen britischen Gesprächspartnern unterschieben, während die archivierten Akten zeigen, dass sie tatsächlich von ihm stammten. Ich weise in meinen Kommentaren den Leser auf eine Handvoll solcher Vorgänge hin. Ein typisches Beispiel waren die Bemühungen Maiskis, Stalin nach der niederschmetternden Erfahrung des Münchner Abkommens von einem Kurs abzubringen, der in die Isolation und in die Arme Nazideutschlands führen würde.

Vergeblich kämpfte Maiski darum, Stalin und Litwinow vom Rückzug aus Spanien abzuhalten. In einem Tagebucheintrag vom 1. Oktober 1938 schrieb er, wie dringend er seiner Regierung geraten hatte, beim Konzept der kollektiven Sicherheit zu bleiben; er hatte zu diesem Zweck auf ein Gespräch mit Lloyd George verwiesen und diesen mit dem Ausspruch zitiert: «Ziehen Sie bloß nicht aus Spanien ab, was immer Sie sonst auch tun!» Ferner habe Lloyd George – vermutlich von Maiski souffliert – erklärt: «Isolationismus wäre eine schlechte Politik für die UdSSR.»⁵² Es war Maiski, der früh vor den Auswirkungen der großen Säuberung auf die öffentliche Meinung in Großbritannien warnte und sich dafür aussprach, durch öffentliche Verhandlungen ein Zeichen für eine ordentliche Rechtsprechung zu setzen. Später warnte er Moskau, die Säuberungen in der Armeeführung könnten die Aussichten auf den Abschluss einer Tripelallianz erheblich verschlechtern.⁵³ Er fädelt Edens bahnbrechende Moskaureise und sein Treffen mit Stalin 1935 ein, wobei er bewusst Eden dem amtierenden Außenminister Lord Simon vorzog.⁵⁴ Schon Ende 1937 gab Maiski Stalin eine Empfehlung für den Umgang mit den Protagonisten der Appeasement-Politik: «Lassen wir die <westlichen Demokratien>



Tee im Wintergarten der Botschaft

gegenüber den Aggressoren Farbe bekennen. Was hätten wir davon, für sie die Kastanien aus dem Feuer zu holen? Mit ihnen zusammen kämpfen – auf jeden Fall; sich als Kanonenfutter für sie hergeben – niemals!» Stalin wiederholte die Argumente des Botschafters fast wörtlich in seiner berühmten «Kastanien»-Rede vom März 1939.⁵⁵ Während seiner Glanzzeit in London, nach dem deutschen Überfall auf Russland, schmiedete Maiski, während der Kreml in lähmender Schockstarre verharrte, das Bündnis gegen Hitler, brachte Churchills berühmte Rede vom 22. Juni 1941 auf den Weg, in der dieser der Sowjetunion Hilfe versprach, und initiierte die Moskaureise von Roosevelts rechter Hand Harry Hopkins im Juli 1941, desgleichen die Reise Edens im Dezember und den ersten Besuch Churchills in Moskau im August 1942.

Die besonderen Umstände, unter denen Maiski sein Tagebuch niederschrieb, erfordern eine Rekonstruktion der Lücken, die es aufweist, und der ausgeblendeten Dimensionen. Überdies erschließt sich der Sinn vieler Einträge nur vor dem Kontext, in dem sie niedergeschrieben wurden. Das bedeutete für mich, dass ich gründliche Archivrecherchen sowohl in

russischen als auch in westlichen Archiven betreiben musste. Des Weiteren waren die Einträge mit einer Fülle von Dokumenten in privaten Nachlässen und Archiven abzugleichen. Ergänzt und abgerundet wurde dies durch eine erschöpfende Auswertung des breiten Spektrums an veröffentlichtem dokumentarischem Material, im Druck erschienenen Tagebüchern und Sekundärquellen.

Dem Tagebuch beigeheftet waren zahlreiche einschlägige Zeitungsartikel, der eine oder andere Ausschnitt aus einer Korrespondenz und Kopien einiger Telegramme von Churchill an Stalin (und umgekehrt) aus der Kriegszeit. Da die meisten dieser Quelltexte bereits anderswo veröffentlicht sind, habe ich hier auf sie weitgehend verzichtet. Manche der ausführlichen Gesprächsprotokolle dienten Maiski als Grundlage für seine amtlichen Berichte, die teilweise anderswo im Druck erschienen sind, allerdings nur in russischen Veröffentlichungen.

Einführende Erläuterungen zu einzelnen Personen finden sich jeweils bei der ersten Erwähnung. Angeführt wird dort in der Regel die Stellung, die der Betreffende während der vom Tagebuch abgedeckten Zeit innehatte. Um dem Leser zu helfen, die Auswirkungen der großen Säuberung auf das diplomatische Korps zu verstehen, habe ich versucht, das Schicksal der Mitarbeiter der Londoner Botschaft und der altgedienten Narkomindel-Kader, die ihr zum Opfer fielen, zu dokumentieren.

Bei der Schreibung russischer Personen- und Ortsnamen wurde die vereinfachte Transliteration verwendet, wie sie zu Maiskis Zeit üblich war. Dabei wird etwa bei auf «ИЙ» endenden Eigennamen der Schlussvokal zu «i» (wie bei Maiski, Trotzki usw.). Der sowjetische Außenminister trug bis 1946 den amtlichen Titel «Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten», und die sowjetischen Auslandsbotschafter wurden bis 1941 als *polpred* bezeichnet. Ich verwende in aller Regel die im Westen gebräuchlichen Bezeichnungen Minister, Botschafter usw., die im Übrigen auch die sowjetischen Botschafter selbst damals benutzten.

Dieses Tagebuch wird mit Erlaubnis der Familie Scheffer-Voskressenski veröffentlicht, der Erben Iwan Maiskis. Für ihre Kooperation und Hilfe bei der Erarbeitung dieser Ausgabe bin ich ihr zu großem Dank verpflichtet. Danken möchte ich auch dem russischen Außenministerium, bei dem die Tagebücher Maiskis treuhänderisch verwahrt werden, das mir Zugang zu

den Originalen gewährte und mich bei der Auffindung archivalischer Quellen und historischer Fotografien unterstützte.

Es gibt wohl heute nicht mehr viele Verleger, die sich voller Begeisterung auf die Veröffentlichung eines so voluminösen, mit zahlreichen und ausführlichen Anmerkungen gespickten Buches einlassen würden. Daher gilt mein Dank der Yale University Press für ihre äußerst großzügige Bereitschaft, das Tagebuch vollständig in drei Bänden zu publizieren. Besonders dankbar bin ich Robert Baldock, dem Leiter der Londoner Niederlassung, der mich zu einer einbändigen Ausgabe für ein breiteres Publikum ermutigte. Ebenso groß ist meine Dankesschuld gegenüber Wolfgang und Jonathan Beck, weil sie die herausragende historische Bedeutung des Tagebuchs von Iwan Maiski erkannten. Ihre anhaltende und großzügige Unterstützung hat die Entstehung dieser wunderbaren deutschen Ausgabe möglich gemacht. Wolfgang Becks unbeirrter Glaube an mich und seine verlässliche Freundschaft waren und sind ein Elixier der Inspiration. Mein Dank geht ferner an meinen gewissenhaften Lektor Sebastian Ullrich, der mit seinen prägnanten und dabei immer klugen und punktgenauen Einwüfen das Projekt hochprofessionell betreut hat, von der editorischen Arbeit bis zum fertigen Buch. Christiane Schmidt hat das Manuskript akribisch lektoriert, und Carola Samlowsky war mir eine unschätzbare Hilfe bei der Beschaffung und Aufbereitung der raren Fotografien, die den Text ergänzen.

Das Buch ist das Ergebnis von mehr als fünfzehn Jahren umfänglicher Forschung und Recherche. In diesen eineinhalb Jahrzehnten durchpflügte ich die wichtigen Staatsarchive in Russland, Großbritannien und den USA und spürte parallel dazu Dutzende Standorte privater Nachlässe auf, um diese zu durchforsten. Ich fühlte mich in den Archiven stets willkommen und konnte auf die engagierte Hilfe der Mitarbeiter zählen. Ich bin ihnen allen dankbar, doch würde die Aufzählung ihrer Namen an dieser Stelle den Rahmen sprengen; die Anmerkungen sprechen Bände der Anerkennung für sie alle.

Ich hatte das große Glück, in den Genuss mehrerer großzügiger Forschungsstipendien des Institute for Advanced Study in Princeton und des Rockefeller Research Center in Bellagio zu kommen. Seinen Anfang nahm dieses Buchprojekt an der Universität von Tel Aviv, den überwiegenden Teil der Arbeit machte ich dann aber unter der Ägide des Oxforder All Souls College. Es war Isaiah Berlin, der legendäre Historiker und All-

Souls-Fellow, der mir 1969 mein erstes Gastspiel in Oxford ermöglichte und mich ermunterte, dort zu promovieren; der Kreis schloss sich auf wundersame Weise, als das College mir 2006 ein Fellowship anbot. Sir John Vickers, der Dekan des College, und die Fellows hießen mich willkommen als einen der Ihren und scheuten keine Mühe, ein zugleich anspruchsvolles und kongeniales Klima für die Abfassung des Buches zu schaffen.

Die Arbeit an der deutschen Ausgabe ging größtenteils unter der Ägide des Freiburg Institute for Advanced Study (FRIAS) in Freiburg im Breisgau vonstatten; ich fand dort die denkbar günstigsten Arbeitsbedingungen vor, nämlich einen fruchtbaren Boden für die Erprobung meiner Ideen im Gedankenaustausch mit führenden Historikerkollegen. Mein besonderer Dank gilt Jörn Leonhard und Ulrich Herbert, Direktoren der School of History, und meinen dortigen Kollegen Jörg Baberowski, Horst Carl, Martin H. Geyer, Wolfgang Knöbl und Dietmar Neutatz.

Zu guter Letzt wäre Ruth Herz, meine Frau, Freundin und Gefährtin, die Erste, die bekennen würde, dass die Jahre, die wir mit Iwan Maiski verbracht haben, keine strapaziöse Phase unseres Lebens waren, sondern eine faszinierende gemeinsame Reise.

DER WERDEGANG EINES SOWJETISCHEN DIPLOMATEN

Iwan Michailowitsch Lachowiecki kam am 7. Januar 1884 in dem altrussischen Städtchen Kirillow (etwa 400 Kilometer nördlich von Moskau) auf die Welt, und zwar in dem komfortablen Ambiente eines Aristokratenschlosses, wo sein Vater Hauslehrer des Sohns der Familie war. Maiski («Mai-Mann») ist ein Pseudonym, das er sich 1909 im deutschen Exil zulegte. Seine Kindheit verbrachte er im sibirischen Omsk, wo sein Vater, der in St. Petersburg Medizin studiert hatte, als Militärarzt diente.¹ Maiskis Vater war polnisch-jüdischer Abstammung, etwas, das Maiski für sich zu behalten vorzog. In seinen zauberhaften Kindheitserinnerungen betonte er immer wieder, dass in seinem Elternhaus ein atheistisches Klima geherrscht habe, wies aber auch darauf hin, «dass wir offiziell natürlich als orthodox galten. [...] Als Schuljunge war ich verpflichtet, im Unterricht den Katechismus zu lernen, am Samstag die Vesper und am Sonntag den Gottesdienst zu besuchen und vor Ostern unweigerlich zur Beichte zu gehen.» Später stellte er freilich fest, dass es für ihn schwierig war, das «jüdische Image» abzuschütteln. Sowohl in England als auch in der Sowjetunion wurde er von anderen oft als Jude wahrgenommen. Der Neffe des berühmten russischen Historikers Jewgeni Tarle erinnert sich, dass seine Tante Manetschka, die «eine Witterung für Juden hatte, die in der Zeit der <proletarischen Revolution> aufgestiegen waren, mir ihren Verdacht anvertraute, dass Maiski nicht wirklich Maiski heiÙe und erst recht nicht <Iwan Michailowitsch>; wahrscheinlicher sei vielmehr <Isaak Moisewitsch>». Einer von Maiskis engsten Freunden in Großbritannien, der linke jüdische Verleger Victor Gollancz, erinnerte sich, dass Maiski gerne und oft «wunderbare jüdische Geschichten erzählte, die er als armenische bezeichnete, und großes Vergnügen an meinen hatte, die er ebenfalls armenisch nannte».²

Maiskis Vaters «heimliche Liebe» und das «Labsal seiner Seele» war seine «Leidenschaft für die Naturwissenschaften». Der Vater war für den Jungen ein alles überragendes Vorbild und Inspirationsquelle für seine



Iwan Lachowiecki (Maiski) mit seiner jüngeren Schwester

unersättliche intellektuelle Neugier, für Hingabe an den Beruf und für überbordenden Ehrgeiz. Die Strenge und das etwas zurückhaltende Naturell seines Vaters wurden durch Maiskis Mutter Nadeschda Iwanowna (geborene Dawydowa) ausgeglichen, eine Dorflehrerin mit ausgeprägten literarischen und künstlerischen Interessen. In seinen Memoiren porträtiert Maiski seine Mutter als mit einem «unruhigen Geist» gesegnet, «lebhaft, in steter Bewegung, leicht aufbrausend, gesprächig. [...] Sie hatte etwas Besonderes an sich, etwas, das nur ihr eigen war, das die Menschen zu ihr hinzog und sie leicht zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit machte.»

Von Kindesbeinen an wurde Maiski mit Literatur vertraut gemacht. Die vollgestopften Bücherregale im Elternhaus enthielten wunderschön gebundene Gesamtausgaben von Shakespeare, Byron und Schiller, dazu die Schriften der radikaleren russischen Intelligenzija, etwa von Nekrasow, Dobroljubow, Herzen und Pissarew. Maiski wurde aufmerksamer Zeuge der in seiner Zeit tobenden Debatte über den Sinn und Zweck von

Literatur und Kunst wie auch der Diskussionen über Realismus und Ästhetizismus. Während er in späteren Jahren – aus leicht verständlichen Gründen – behauptete, sich auf die Seite der «Utilitaristen» geschlagen zu haben, verschlang er als Kind und Jugendlicher in Wahrheit wahllos «Stapel von Büchern und Zeitschriften». Besonders faszinierte ihn Heine, der ihm sein Leben lang als Kompass und Gefährte diente und dessen Porträt er sich später in sein Amtszimmer hängte. Gerade 16 geworden, ließ er seiner Bewunderung für Heine in einem Brief an seine Cousine und Vertraute Jelisaweta, genannt Pitschuschka, freien Lauf:

Ich kenne kein schöneres Gesicht als Heines [...] Heine begeistert mich mit jedem Tag mehr. Und ich glaube, daß dieser ewig spöttische, ewig skeptische Aristophanes des neunzehnten Jahrhunderts eins der bedeutendsten Genies und einer der besten Kenner der menschlichen Seele unseres Zeitalters war. Heine – das ist gleichbedeutend mit Menschsein. Er verkörpert dies in seiner Person in einer solchen Vollkommenheit wie kein anderer. Alle guten und schlechten Eigenschaften der Menschheit spiegeln sich in ihm wider, mit all ihren Leiden und Nöten, all ihrer Bosheit und Auflehnung – der ganze bunte Jahrmarkt des Lebens.³

Die literaturgeschwängerte Atmosphäre zu Hause schärfte Maiskis ausgeprägte Beobachtungsgabe, zu der sich eine reiche Phantasie und eine immense Neugier gesellten. Das alles trug zur Herausbildung seiner vielschichtigen Persönlichkeit bei, die bei allen romantischen und künstlerischen Zügen doch von einem «Glaube[n] an die Vernunft, an Wissen und Wissenschaft, an das Recht des Menschen, Herr seines Lebens auf Erden zu sein», bestimmt war.⁴ Die Romane, die der junge Maiski las, öffneten ihm ein Fenster nach Europa und weckten in ihm das Interesse an der Geographie und den sehnlichen Wunsch zu reisen, Leidenschaften, die besonders nach seiner Auswanderung ins Exil seine Entwicklung zum Kosmopoliten beförderten. Früh genährt wurde seine Wissbegierde durch den intensiven Kontakt zu dem bunten Treiben am Hafen von Omsk, wo er jede freie Minute damit zubrachte, an den Kais und auf den Schiffen herumzubreiten; er «beobachtete und beschnupperte alles, horchte auf jedes Wort und schloß mit Jungen Bekanntschaft, die ebenso neugierig waren wie ich. [...] Ich hörte die Lotsen und Matrosen von ihrer Arbeit und ihren Abenteuern erzählen, von fernen Städten und Gegenden, in die sie gekommen waren.»⁵

Als Maiski sich später eine revolutionäre Vergangenheit zurechtzim-

merte, entdeckte er eine rebellische Ader in der Familie – zunächst in Person eines nonkonformistischen Geistlichen, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts aus der Bahn geraten war und sich revolutionären Kreisen angeschlossen hatte. Auch behauptete er, seine Eltern hätten mit der Volkstümmer-Bewegung sympathisiert; seine Mutter sei sogar zu den einfachen Leuten gegangen, und sein Vater sei einmal in der Klinik, in der er arbeitete, mit der Obrigkeit in Konflikt geraten, weil er angeblich die jungen Medizinkadetten im Revolutionsjahr 1905 nicht vom Äußern aufsässiger Ideen abgehalten habe. Sehr viel Aufhebens machte Maiski von dem besonderen Verhältnis, das er zu seinem künstlerisch tätigen Onkel M. M. Tschomodanow pflegte, der als Semstwo-Arzt in einem abgelegenen Dorf arbeitete und am Rande in revolutionäre Aktivitäten verwickelt war. Im Kern waren Maiskis Kindheit und Jugend und seine Erziehung und Bildung jedoch typisch für die gebildete Mittelschicht ohne ausgeprägte Politisierung.⁶

Nach Absolvierung des örtlichen Gymnasiums, von dem er im Alter von 17 Jahren mit einer Goldmedaille abging, schrieb er sich an der Universität von St. Petersburg ein, wo er Geschichte und Philologie studierte. Sein literarisches Talent machte sich um diese Zeit herum bemerkbar, als die Zeitschrift *Sibirisches Leben* sein erstes Gedicht, «Ich wäre gern ein großes Gewitter», unter dem Pseudonym Neuer Mann veröffentlichte. Seine Hochschullaufbahn in St. Petersburg nahm freilich ein abruptes und verfrühtes Ende, als er verhaftet und der revolutionären Agitation angeklagt wurde.⁷ Er wurde nach Omsk zurückgeschickt und unter polizeiliche Bewachung gestellt; hier schloss er sich dem Menschewiken-Flügel der russischen sozialdemokratischen Bewegung an. 1906 sperrten die Behörden ihn wegen angeblicher aktiver Teilnahme an der Revolution von 1905 ein und verurteilten ihn zu einer Verbannungsstrafe in Tobolsk, wo er ein Manuskript verfasste, bei dem die *History of Trade Unionism* der Webbs Pate stand. Über diese Schrift war er als Student in St. Petersburg zufällig gestolpert, und sie leistete, wie er später Sidney und Beatrice Webb anvertraute, «einen großen Beitrag zu meiner politischen Bildung und half mir bis zu einem gewissen Grad, den Weg zu finden, den ich in meinem weiteren Leben einschlug». «Tatsächlich», schrieb er 1901 an seine Cousine, «habe ich keinen Roman je mit so großer Spannung gelesen wie das Buch der Webbs! Wie schwächlich, dürftig und sinnlos mir all meine früheren literarischen Schwärmereien erscheinen!»⁸ Die evolutionäre Strömung des Fabianismus mit ihrer ausgeprägten sozial-humanistischen



Ein vorbildlicher Gymnasiast (Maiski ist der Vierte von links in der ersten Reihe)

Orientierung passte zu Maiskis Wesen und diente ihm als politische Richtschnur. Auch als er mit seiner Menschewiken-Vergangenheit brechen und sich als Gefolgsmann des Bolschewismus bekennen musste, blieb sie bei ihm präsent und schlummerte nur knapp unter der Oberfläche. In England pflegte er enge persönliche Beziehungen zu den Webbs, was sein Tagebuch und das von Beatrice Webb ausgiebig bezeugen.

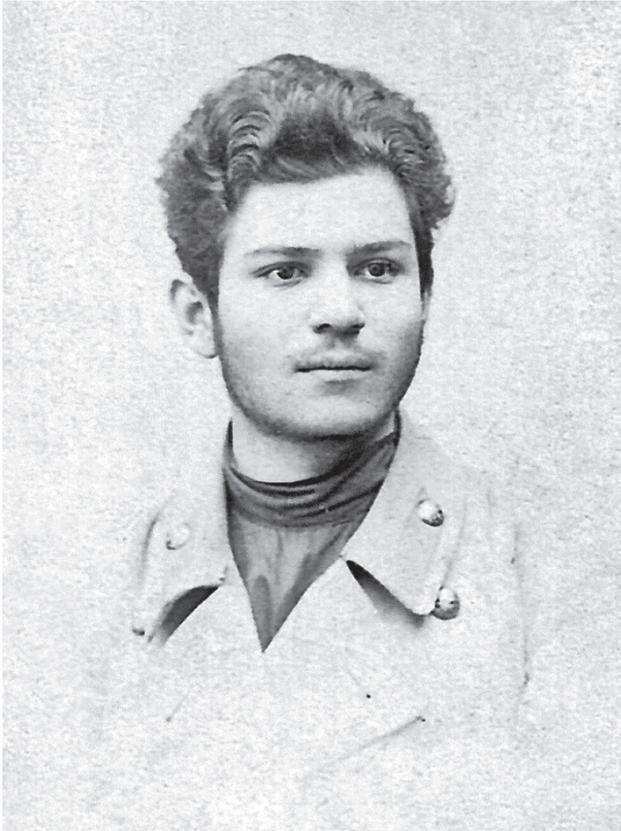
Das Urteil gegen Maiski wurde nach einiger Zeit in eine Verbannung ins Ausland umgewandelt. In seinen Memoiren, die er unter dem Damoklesschwert der großen Säuberung und unter dem Eindruck des Ribbentrop-Molotow-Pakts schrieb (in einer Zeit, da sein Stern in Moskau recht tief gesunken war), behauptete Maiski, sein Wunsch, ins Ausland zu gehen, sei von dem Bedürfnis bestimmt gewesen, dort «den Sozialismus und die europäische Arbeiterbewegung» zu studieren. Es scheint jedoch, dass der Reiz des Exils tiefer reichende Wurzeln hatte, dass darin nämlich jene kosmopolitische Sehnsucht und jene durchdringende Neugier zum Ausdruck kamen, die sich bis in seine Kindheit zurückverfolgen lassen; Maiski hatte seinen Vater, der überzeugt war, dass «nichts die Entwicklung eines Kindes so fördert wie das Reisen und das Kennenlernen neuer Orte, neuer Menschen, neuer Völker und Sitten», auf dessen weitläufigen Dienstreisen quer durch Sibirien begleitet. Als die Familie für ein Jahr nach St. Petersburg zog, fand der neunjährige Iwan es noch immer faszinierend, «lange Zeit an den Granitkaimauern der Newa zu stehen und die komplizierten Manöver der finnischen Boote, das Beladen ausländischer

Schiffe und die winzigen finnischen Dampfboote zu beobachten, die wie dunkelblaue Käfer in alle Richtungen davonflitzten». Seine Exiljahre verstärkten seine lebenslange Bewunderung für die europäische (und namentlich die deutsche) Kultur, wie er in einem Brief an seine Mutter offen bekannte: «Ich bin äußerst glücklich darüber, im Ausland zu sein. Ich habe das Gefühl, hier schnell und kraftvoll heranzureifen, in seelischer und geistiger Hinsicht. Und eigentlich bin ich den Umständen fast dankbar, die mich gezwungen haben, den Boden Russlands zu verlassen.»⁹ «Ich liebe es zu reisen», vertraute er Jahre später George Bernard Shaw an, «und bin in Europa und Asien viel gereist. [...] Wenn ich sehe, wie Leute einen Zug, ein Schiff oder ein Flugzeug besteigen, wird es mir warm ums Herz.»¹⁰

Nach einem kurzen Aufenthalt in der Schweiz ließ Maiski sich in München nieder, das damals der Nabel der russischen Emigranten- und Künstlerszene und vor allem auch die Heimat Kandinskys und seines Kreises war. Ungeachtet seiner Verbindungen zur revolutionären Bewegung in Russland kümmerte Maiski sich auch um die Aktivitäten der deutschen Sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften. Er machte an der Münchner Universität seinen Magister in Wirtschaftswissenschaften und steckte bereits tief in der Arbeit an seiner Dissertation, als die sich zusammenziehenden Wolken des Krieges zu einer nicht geplanten und schicksalhaften neuen Emigration führten, dieses Mal nach London. Das Nomadenleben entsprach ihm durchaus:

Nach Deutschland wird es sehr gut sein, mit Land und Leuten im Vereinigten Königreich vertraut zu werden, und letzten Endes ist es mir nicht so wichtig, wo ich lebe, in München oder London. Auf dem Weg nach England werde ich einen einwöchigen Zwischenstopp in Paris einlegen, um mir die Stadt anzuschauen. [...] Und dann werde ich mich von dort aus in die britische Hauptstadt aufmachen. Ich reise in neue Länder mit großem Interesse und großen Erwartungen; ob Letztere sich erfüllen, werden wir sehen. Im Grunde liegt der größte Zauber des Lebens nach meiner Meinung in einem ständigen Wechsel der Eindrücke, und nichts befördert das so sehr wie das Reisen, die schnelle Bewegung von einem Ort zum anderen.¹¹

Maiskis erste Begegnung mit London im November 1912 bot jedoch ganz und gar keinen Vorgeschmack auf die Faszination, die England später auf ihn ausüben sollte. Weder seine Kindheit und Jugend in Russland noch



Ein Revolutionär wächst heran:
Maiki als Student in St. Petersburg.

sein Leben im deutschen Sozialistenmilieu hatten ihn für jene blinde Bewunderung für den britischen Liberalismus empfänglich gemacht, der so viele romantische Exilanten des 19. Jahrhunderts verfallen waren. Sein erster Eindruck von London war, dass diese Stadt ihn «verschlang und erstickte». Er konnte die Sprache nicht und fühlte sich in «diesem riesigen Meer aus Stein» verloren.¹² Diesen ersten düsteren Eindrücken verlieh er in einem Brief an seine Mutter Ausdruck:

Natürlich finde ich London sehr interessant – vom politischen und sozio-ökonomischen Standpunkt aus – und bedaure keineswegs, dass ich den jetzigen Winter hier verbringe. Ich würde mir aber nicht wünschen, mich allzu lange hier aufzuhalten. Der bloße Gedanke, hier auf Dauer stecken zu bleiben, bereitet mir fröstelnden Missmut. Nein, ich mag London wirklich nicht! Es ist riesengroß, finster, schmutzig, ungemütlich, mit langweiligen Reihen identischer kleiner Häuser und dauernd in Nebel gehüllt. [...] Man sieht hier manchmal wochenlang keine Sonne, und das ist schrecklich bedrückend. Ich verstehe jetzt, warum «Spleen» die englische Krankheit genannt wird, und ich verstehe auch, warum Heine das Land der stolzen Briten so wenig mochte. «Ein Land, welches längst der Ozean verschluckt hätte», schrieb er einmal, «wenn er nicht befürchtete,

daß es ihm Übelkeiten im Magen verursachen möchte.» Und er lag nicht ganz falsch: Die «Nuss» England zu verdauen wäre nicht ganz einfach.¹³

Die Jahre in London und seine Freundschaft mit Georgi Wassiljewitsch Tschitscherin und Maxim Maximowitsch Litwinow (die später als «Kommissare für Auswärtige Angelegenheiten» zwei Jahrzehnte lang die sowjetische Außenpolitik lenken sollten) erwiesen sich jedoch als höchst folgenreich für Maiskis spätere Karriere. Zusammengeführt wurden die drei von Litwinows späterer Ehefrau Ivy, die in London aus der höchst unwahrscheinlichen Verbindung zwischen einem jüdischen Intellektuellen und der Tochter eines Obersten der Britisch-Indischen Armee hervorgegangen war. Die nonkonformistische Schriftstellerin und Rebellin fand Erholung von ihrer verachteten Erwerbsarbeit (bei einer Versicherungsfirma) im Hause ihrer Tante und ihres Onkels namens Eder in Golders Green. Die beiden Linksintellektuellen gaben turbulente Abendgesellschaften, an denen Revolutionäre, Freudianer, Fabianer und literarische Figuren wie Bernard Shaw und H. G. Wells teilnahmen.¹⁴ Es war im Haus des Ehepaars Eder, wo Maiski, der dort oft zu Gast war, sich mit Litwinow und Tschitscherin befreundete.¹⁵

Die drei wohnten nur wenige Ecken voneinander entfernt, zuerst in Golders Green und später in Hampstead Heath inmitten einer aufblühenden Kolonie politischer Exilanten, die Bande zueinander knüpften, die alle Spaltungen innerhalb der russischen sozialistischen Bewegungen durchdrangen und überdauerten. Tschitscherin, dessen adlige Familie ihre Herkunft und ihren Namen zu einem italienischen Höfling zurückverfolgen konnte, der sich in der Regierungszeit von Zar Iwan III. in Russland niedergelassen hatte, hatte in den Archiven des zaristischen Außenministeriums gearbeitet. Er war so etwas wie ein Universalgelehrter mit einem enzyklopädischen Erinnerungsvermögen. Ein Mann der Renaissance, beschlagen in Literatur und Kultur, war er auch ein guter Pianist und Autor eines viel gerühmten Buches über die Opern Mozarts. In London gab er den Exzentriker und Asketen und führte ein eher bohemhaftes Leben. Der Geistesmensch Tschitscherin war ursprünglich ein Jünger Tolstois gewesen, bevor er sich der exilrussischen revolutionären Bewegung angeschlossen hatte, innerhalb deren er dem Menschewismus zuneigte. Dieser kurzzeitige «Irrweg» hinderte Lenin nicht daran, Tschitscherin später zum Kommissar für Auswärtige Angelegenheiten zu ernennen. Seine

Unterschrift zierte die Verträge von Brest-Litowsk und Rapallo, tragende Säulen der sowjetischen Außenpolitik.

Litwinow, der ebenfalls einen jüdischen Hintergrund hatte und gar nicht versuchte, sich einen intellektuellen Anschein zu geben, erwies sich in der Folge als akribischer Arbeiter im Dienste des Narkomindel (des Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten, sozusagen des sowjetischen Außenministeriums), ein Mann, der die Regeln und den Verhaltenskodex des diplomatischen Metiers penibel befolgte und die ihm auferlegten ideologischen Zwänge im Grunde verachtete. Trotz der unübersehbaren persönlichen Geringschätzung, die er gegenüber Tschitscherin hegte, schafften es die beiden Männer überraschenderweise, fast ein Jahrzehnt lang harmonisch zusammenzuarbeiten.

Zum Zeitpunkt ihres Aufeinandertreffens in England hatte sich Litwinow, der acht Jahre älter war als Maiski, bereits den Ruf eines mit allen Wassern gewaschenen Revolutionärs erworben. Es war daher nur natürlich, dass er zu Maiskis Mentor wurde und ihn mit dem Land, seinen politischen Institutionen, seiner Kultur sowie einem großen persönlichen Freundeskreis bekannt machte. Was Maiski an Litwinow am meisten schätzte, waren seine Charakterstärke und seine Fähigkeit, den Wesenskern einer Frage zu erfassen, ohne sich in einem Gewirr von Details zu verlieren. Dazu kam sein ironischer Witz.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges führte zu einer Entfremdung zwischen Maiski und Litwinow, die einen langen Schatten noch über ihre späteren Arbeitsbeziehungen werfen sollte. Während Litwinow Lenins Eintreten für einen militanten Defätismus befürwortete, bekannte Maiski sich zur internationalistischen und pazifistischen Position der Menschewiken, die den Krieg möglichst schnell beendet sehen wollten. Eine Zeit lang zeigte Maiski sogar großes Interesse an den damals populären Ideen der von Friedrich Naumann propagierten «Mitteleuropa»-Konzeption, einem Versuch, die beiden wirkmächtigsten Bewegungen der deutschen Geschichte, die bürgerliche National- und die sozial orientierte proletarische Bewegung, zu verschmelzen; ferner war sie bestrebt, divergente gesellschaftliche Strömungen miteinander zu verflechten, etwa das Christentum mit dem deutschen Idealismus oder den Humanismus mit Klassen-solidarität und Demokratie.¹⁶

Maiskis eingewurzelter Pragmatismus und seine humanistische Haltung, die durch seine Erfahrungen in England weiteren Auftrieb bekom-



Um der alten Zeiten willen: Ivy und Maxim Litwinow beim Tee mit Iwan und Agnia in der sowjetischen Botschaft, 1935

men hatte, traten immer deutlicher zutage, je weiter sich der Erste Weltkrieg in die Länge zog. Seine tiefe Sorge galt der Zukunft der westlichen Zivilisation und der europäischen Intelligenz, deren Angehörige an den Fronten massenweise abgeschlachtet wurden; nach seiner Überzeugung musste der Humanismus über jedes Parteiinteresse gestellt werden. Auf eine Rüge des Menschewiken-Führers Martow erwiderte er:

Je länger sich der Krieg hinzieht, desto mehr werden die Krieg führenden Völker mit einer sehr ernstesten Gefahr konfrontiert: Eine enorme Zahl gebildeter Leute – Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Ingenieure usw. – wird auf den Schlachtfeldern sterben. Die Länder dezimieren ihre geistige Aristokratie, ohne die, da kannst du sagen, was du willst, kein geistiger, gesellschaftlicher oder politischer Fortschritt möglich ist. [...] Natürlich sind Verluste aller Art schwer zu verkraften, Verluste an Bauern, Verluste an Arbeitern usw., aber ich meine doch, dass Verluste aus den Reihen der Intelligenzija, relativ gesehen, die schlimmsten sind, weil sie am schwersten ausgeglichen werden können. Die Intelligenzija ist eine Frucht, die langsam reift, und es könnte eine ganze Generation dauern, bis die durch den Krieg bewirkte Dezimierung auch nur zum Teil wettgemacht ist.

Aus diesem Grund glaube ich, dass jetzt eine Zeit begonnen hat, in der die Völker im Interesse der eigenen Selbsterhaltung ihre Intellektuellen schützen müssen, wie sie zum Beispiel auch ihre Facharbeiter, Chemiker, ausgebildeten Rüstungsarbeiter usw. schützen.¹⁷

Bei aller Mühe, die Maiski sich gab, im Tagebuch (und noch mehr in der Autobiographie) die Seelenverwandtschaft und menschliche Wärme hervorzuheben, durch die sich seine Beziehung zu Litwinow auszeichne – was Historiker veranlasst hat, in den beiden ein Tandem zu sehen –, so unübersehbar ist, dass es zwischen ihnen zu Spannungen kam. Ihre Wesensart hätte kaum unterschiedlicher sein können, und Litwinow scheute sich nicht, sich mit Maiski anzulegen und dessen Aufsätze über auswärtige Angelegenheiten zu kritisieren; mehrmals beklagte er sich sogar bei Stalin über ihn.¹⁸ Es war typisch für Litwinow, dass er gegenüber anderen auf Distanz blieb, wohinter allerdings vor allem eine tief sitzende Abneigung gegen kosmopolitische Intellektuelle steckte. «Litwinow hatte keine Freunde», erinnerte sich Gustav Hilger, altgedienter Diplomat und gut informierter Berater der deutschen Botschaft in Moskau. «Es gab da ein Mitglied des Kollegiums des Auswärtigen Kommissariats, zu dem ich eine von gegenseitigem Vertrauen getragene Beziehung aufgebaut hatte. Ich fragte ihn eines Tages, wie er mit Litwinow auskomme, und erhielt die vielsagende Antwort: «Mit Litwinow kommt man nicht aus, man arbeitet lediglich mit ihm – wenn man keine andere Wahl hat.»¹⁹

Außerdem verabscheute Litwinow Diplomaten, die das Rampenlicht suchten (und zu denen gehörte Maiski sicherlich). «Würde», hieß es über Litwinow, «gehörte zu seinem Wesen. [...] Schmeichelei und Stiefelleckerei waren ihm völlig fremd, und er konnte sie bei anderen nicht ertragen.»²⁰ Dessen ungeachtet waren sich die beiden in den dreißiger Jahren in der Beurteilung des internationalen Geschehens einig, und Litwinow stand Maiski, ohne zu zögern, bei und schützte ihn auch vor den Repressalien, die das Ministerium 1938 traf.²¹ Maiski tat das Seinige, um die besondere Beziehung zu Litwinow, die im gemeinsamen Exil entstanden war, zu pflegen. In seinem Gratulationsschreiben an den Außenminister nach dessen Verhandlungen in Washington, die 1934 in die diplomatische Anerkennung der Sowjetunion durch die US-Regierung mündeten, schrieb Maiski: «Vielleicht liegt es an dem Band unserer 20-jährigen Bekanntschaft und an den Jahren der Emigration, die wir in London teilten, dass ich deine Arbeit und deine Reden in der sowjetischen und internationalen

Arena immer mit ganz besonderem Interesse und mit Gefühlen verfolge, die einen fast persönlichen Charakter haben. [...] Unsere lange Bekanntschaft gibt mir das Recht, dir offen Dinge zu sagen, die unter anderen Umständen unangebracht erscheinen könnten.»²²

Maiskis Verhältnis zu Alexandra M. Kollontai, der schillernden und militanten Feministin und späteren Sowjetbotschafterin in Norwegen und anschließend in Schweden, in deren Haus er Litwinow kennenlernte, war ein völlig anderes. Zu ihr unterhielt er sein Leben lang eine herzliche persönliche Freundschaft. «Ich finde es interessant, mit Maiski zusammen zu sein», notierte Kollontai in ihrem Tagebuch, «weil wir nicht nur über Geschäftliches reden. Er ist ein lebhafter Mensch mit Augen, Hirn und Gefühlen, offen für die Beobachtung des Lebens in all seinen Facetten und in allen Bereichen. Er ist keine langweilige, engstirnige Person, die keinen Schritt über die Schwelle der laufenden Geschäfte und Themen tut.»²³

Kurz nach der Februarrevolution von 1917, die das Zarenregime zu Fall brachte, kehrte Maiski nach Russland zurück und erhielt von Alexander Kerenski das Angebot, als stellvertretender Arbeitsminister in die provisorische Regierung einzutreten. Politisch bewegte er sich zu der Zeit zügig in eine Richtung rechts von der Partei der Menschewiken. Nach der Auflösung der konstituierenden Versammlung durch die Bolschewiken im Januar 1918 und nach Ausbruch des Bürgerkriegs gelang es Maiski nicht, die Menschewiken von der Notwendigkeit zu überzeugen, das in Samara basierte Komitee der Mitglieder der konstituierenden Versammlung (*Komutsch*) in seinem Kampf gegen die Bolschewiken zu unterstützen. Sein diesbezüglicher Appell entsprach seiner Überzeugung – einem Erbe seiner sozialdemokratischen Erfahrungen in Westeuropa –, dass ein Neutralbleiben im Bürgerkrieg «der menschlichen Natur und der Logik» widerspreche und dass das *Komutsch*, das aus geflohenen Mitgliedern der Versammlung bestand, das Organ einer «demokratischen Gegenrevolution» war. Maiski bot der Partei die Stirn, und im Juli 1918 wechselte er über die Frontlinie und trat als Arbeitsminister in die auf verlorenem Posten stehende *Komutsch*-Regierung ein. Er machte sich damit zum Vorkämpfer der einzigen sozialistischen Kraft im Lande, die sich zum bewaffneten Kampf gegen den Bolschewismus bekannte.²⁴ Dieser Schritt sollte ihn für den Rest seines Lebens verfolgen und später zu einem entwürdigenden Reuebekenntnis führen, das die Menschewiken als «Erinne-

rungen eines Abtrünnigen» schmähten. Der «frisch getaufte Konvertit» Maiski wurde denn auch aus der Partei der Menschewiken ausgeschlossen und brachte ein ewiges Kainsmal in seine neue Kongregation mit.²⁵

Als Admiral Koltschak von der Weißen Armee, dem Hauptkontrahenten der Bolschewiken im Bürgerkrieg, 1919 die Kontrolle über die Rebellengovernment übernahm und die Sozialisten in ihren Reihen zu verfolgen begann, musste Maiski erneut die Flucht antreten, die ihn dieses Mal in die Mongolei führte. Das Jahr, das er dort verbrachte – «die frühere Heimat des Dschingis Khan zu Pferd und auf dem Rücken eines Kamels durchquerend und [...] zwischen verlassenem Bergen und Steppen fern vom politischen Kampf, von der aufgeheizten öffentlichen Atmosphäre, vom Einfluss parteiischer Traditionen und Vorurteile» –, gab ihm reichlich Gelegenheit, über das Wesen der Revolution und über seine persönliche Zukunft zu sinnieren.

Schon im Sommer 1919 hatte Maiski halbherzige und zögerliche Versuche unternommen, mit der Vergangenheit zu brechen und den Weg zu den Bolschewiken zu finden. Doch in den Augen Letzterer war dieses Bemühen, unternommen, als ihr Schicksal noch auf der Kippe stand, unzureichend.²⁶ Ein Jahr später schrieb er an den Volkskommissar für Erziehung, A. W. Lunatscharski, zu dem er in den Exiljahren freundschaftliche Beziehungen geknüpft hatte:

Ich sehe heute, dass die Menschewiken tugendhafte, aber talentlose Schüler der Vergangenheit waren, ängstliche Imitatoren lange überholter Modelle, Leute, die in alten Klischees und Formeln aus Büchern dachten, ohne jenes kostbare Gespür für das Leben, Gespür für die Epoche. [...] Die Bolschewiken dagegen zeichneten sich durch Kühnheit und Originalität aus, legten keine besondere Pietät gegenüber den Anliegen der Vergangenheit oder gegenüber dogmatischen Beschwörungsformeln an den Tag. Sie waren flexibel, praktisch und entscheidungsfreudig [...] Sie sprachen eine neue Sprache auf dem Feld der revolutionären Kreativität, schufen neue Formen des Staates, des Wirtschaftslebens und der sozialen Beziehungen, [...] für deren Verwirklichung anderen die Kühnheit fehlte.²⁷

Bis an sein Lebensende, insbesondere in den düsteren Zeiten des Großen Terrors, warf Maiskis frühere Zugehörigkeit zu den Menschewiken, vor allem die Rolle, die er im Bürgerkrieg gespielt hatte (die in seinen Memoiren und Schriften sorgsam ausgespart wurde), einen großen dunklen



Mit Beatrice Webb,
Maiskis engster
Vertrauten in Groß-
britannien

Schatten auf seine Karriere und seine Glaubwürdigkeit in Moskau. Mit der zurechtgebogenen Geschichte seiner Bekehrung zum Bolschewismus, wie er sie Lunatscharski unterbreitet hatte – das Eingeständnis seines zeitweiligen Unvermögens, in der bolschewistischen Revolution eine legitime sozialistische Revolution zu erkennen –, bemäntelte er den qualvollen Prozess der Gewissensprüfung, der zur Wandlung gehörte und den er nie wirklich zu Ende brachte.

Maiskis innerer Konflikt fand seinen Ausdruck in den *Gipfeln* (*werschini*), einem Versdrama in vier Akten, das viel über die unverwüstlich romantische Natur seines Denkens verriet, atmete es doch den Geist der universalen humanistischen Tradition der russischen Intelligenzija des 19. Jahrhunderts, mit utopischen Visionen als Farbtupfer. Zum unverwechselbaren Kodex der Intelligenzija gehörte das Postulat, junge Russen unabhängig von ihrer Klassenherkunft zu Intellektuellen zu erziehen. Auf der Titelseite der *Gipfel* prangte ein Epigraph von Maiskis Lieblingsdichter Heinrich Heine, auf Deutsch und in russischer Übersetzung: «Wir wollen hier auf Erden schon das Himmelreich errichten.» Gegenstand des Stückes war «das unaufhörliche Streben der Menschheit den leuchtenden Gipfeln des Wissens und der Freiheit entgegen, die sichtbar waren und schön, aber unerreichbar blieben, weil der Weg zum Ziel ein unendlicher war». Wie sehr Maiski wirklich bereute und sich nun vollständig mit den Bolschewiken identifizierte (wie er es im ersten Band sei-

ner 1939/40 unter bedrückenden Umständen geschriebenen Memoiren so nachdrücklich beteuerte), ist schwer zu sagen. In einer nachdenklichen Stimmung bezog er sich einmal voll Empathie auf Tschitscherins Version seiner Bekehrung zum Bolschewismus, die ein Spiegelbild seiner eigenen Befindlichkeit zu sein schien:

«Ich war früher einmal Menschewik, aber unsere Wege haben sich getrennt. Der Krieg hat mich sehr viel gelehrt, und jetzt sind all meine Sympathien auf der Seite der russischen Jakobiner.» [Tschitscherin] zögerte einen Augenblick und fügte dann hinzu: «Ich meine die Bolschewiken.» Ich bin mir nicht sicher, dass Georgi Wassiljewitsch zum Zeitpunkt dieser Konversation ein überzeugter Bolschewik war.²⁸

Später vertraute Beatrice Webb, die zu Maiskis engsten Freunden gehörte, ihrem Tagebuch ein prägnantes und präzises Porträt seiner geistigen und politischen Persönlichkeit an:

Maiski ist mit Sicherheit einer der am wenigsten engstirnigen Marxisten und einer, der sich der Verirrungen der marxistischen Terminologie – ihrer Scholastik und dogmatischen Auswüchse – vollkommen bewusst ist. Immerhin hat er im Ausland gelebt, unter Ungläubigen und Spießbürgern, und vielleicht ist sein Denken leicht angekränkt von der sophistisch-agnostischen Sichtweise des Auslands auf das geschlossene Universum der Moskauer Marxisten.²⁹

Besorgt wegen der «irdischen Strafen», die in Moskau wegen seiner «politischen Sünden» auf ihn warten mochten, hoffte Maiski, durch Lunatscharski eine Amnestie für alles Vergangene zu erhalten und dazu eine Garantie für sicheres Geleit, die ihn vor «Festnahme, Durchsuchung, Einziehung usw.» schützen würde. Lunatscharski leitete das Versdrama mit samt dem Begleitschreiben an Lenin weiter und empfahl, Maiski zu rehabilitieren und ihn in die bolschewistische Partei aufzunehmen. Das Politbüro stimmte zu, wenn auch nicht ohne Bedenken; es schlug vor, das wirtschaftliche Fachwissen Maiskis «zuerst in den Provinzen zu nutzen». Dementsprechend erhielt er Anweisung, sich nach Omsk zu begeben, wo er in der Folge den ersten sibirischen Staatsplan (*Gosplan*) auf den Weg brachte. Die *Prawda* veröffentlichte derweil sein Reuebekenntnis.³⁰

Maiskis Ambitionen waren freilich eher intellektueller als politischer Art. Sie führten ihn bei der ersten sich bietenden Gelegenheit nach Moskau, wo er unverzüglich Kontakt mit Tschitscherin und Litwinow aufnahm – «um der alten Zeiten willen», wie er sich später erinnerte,³¹ aber

ganz offensichtlich auch in der Hoffnung, seine Glaubwürdigkeit aufzupolieren, die durch seine Zusammenarbeit mit den Menschewiken gelitten hatte.³² Zähneknirschend akzeptierte er das Angebot, die Leitung der Presseabteilung des Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten (Narkomindel) zu übernehmen, eine Stelle, in der er allenfalls ein Sprungbrett für Größeres sah. Im Ministerium lernte er Agnia Alexandrowna Skipina kennen, eine resolute sozialistische Aktivistin, die seine dritte Frau werden sollte. (Aus einer kurzen früheren Ehe war eine Tochter hervorgegangen, die bei ihrer Mutter in St. Petersburg lebte und mit der Maiski, der keine weiteren Kinder hatte, sporadischen Kontakt hielt; seine zweite, ebenfalls kurze Ehe hatte nur dem Zweck gedient, einer in London gestrandeten Russin zu einem besseren Aufenthaltsstatus zu verhelfen.)

Kaum hatte Maiski sich auf seinem neuen Posten eingerichtet, geriet er in Streit mit Lew Karachan¹, einem Schützling Tschitscherins, und betrieb dessen Entlassung. Dieses Ziel erreichte er zwar nicht, doch gelang es ihm, Molotow, den damaligen Sekretär des Zentralkomitees der Partei, zu bewegen, ihn nach St. Petersburg zu versetzen, wo er für kurze Zeit als stellvertretender Redaktionsleiter der *Petrogradskaja Prawda* arbeitete. Dieses Zwischenspiel als «zweite Geige» endete in einem scharfen Konflikt mit dem Chefredakteur, der, wie Maiski sich in Moskau beschwerte, sein Möglichstes tue, «mir die Arbeit bei der Zeitung unmöglich zu machen». Ein kurzes Gastspiel als Redakteur bei der Kulturzeitschrift *swesdaï* («der Stern») fand Anfang 1925 ein ähnliches Ende nach einem redaktionsinternen Streit. Im Großen und Ganzen war das Leben in Leningrad nichts für Maiski (und wahrscheinlich noch weniger für seine junge Frau). Er fühlte sich, wie er Molotow erklärte, wie ein «Außenseiter, ... ein Bürger zweiter Klasse». In der verhältnismäßig ruhigen Zeit der Neuen Ökonomischen Politik (NEP) konnte Maiski noch relativ gelassen seine Laufbahn organisieren; so schrieb er einmal an Molotow, er denke «ernsthaft darüber nach», zum Narkomindel zurückzukehren.³³

Auf den ersten Stufen seiner Karriereleiter als Bolschewist fiel Maiski durch ein überbordendes Selbstbewusstsein auf, das sich aus einem Ge-

¹ Amtierte 1918–1920 und 1927–1934 als stellvertretender Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten und später als sowjetischer Botschafter in Polen, China und der Türkei. Seine Rückberufung, Verhaftung und Hinrichtung 1937 markierte den Beginn der Säuberungen im Narkomindel.

fühl intellektueller Überlegenheit speiste und mit einer Neigung zur Penetranz einherging; er machte sich damit bei seinen Kollegen und Vorgesetzten nicht gerade beliebt, geriet vielmehr oft auf Kollisionskurs zu ihnen. In den dreißiger Jahren mit ihrem repressiven innenpolitischen Klima sorgte Maiskis Überlebenswille für die zeitweilige Zügelung dieser Persönlichkeitszüge, die sich aber während seiner Amtszeit als Botschafter in London dennoch immer wieder bemerkbar machten, namentlich in seinem Umgang mit britischen Amtsträgern.

In Moskau erwies sich Maiskis besonderes Verhältnis zu Litwinow, der dabei war, Tschitscherin die Rolle des starken Mannes im Narkomindel abzugeben, als nützlich. 1925 wurde Maiski als Botschaftsrat an die sowjetische Gesandtschaft in London versetzt, eine Stellung, die ihm offensichtlich sehr behagte. Zusammen mit seiner Frau Agnia bezog er, wie er seiner Mutter berichtete,

ein kleines Haus, in dem niemand sonst wohnt; wir haben ein Hausmädchen und unseren eigenen Haushalt. [...] Agnia lernt Gesang und Englisch und hat angefangen, ein bisschen auf Englisch zu schnattern. Unser Haus befindet sich in einem der besten Londoner Vororte, unweit des Botanischen Gartens; die Luft ist wunderbar, nur ist es eine Schande, dass wir so wenig Gelegenheit haben, sie zu genießen.³⁴

Allein, auch sein Gastspiel in London litt unter gestörten Beziehungen zu seinen Vorgesetzten in der Botschaft. Maiski entschied sich, nach Moskau zurückzukehren, ließ sich aber nach weniger als einem Jahr von Litwinow überreden, es noch einmal in der Londoner Botschaft zu versuchen. Es waren dies turbulente Zeiten in den britisch-sowjetischen Beziehungen, geprägt durch die Affäre um den «Sinowjew-Brief» von 1924, der zum Sturz des ersten Labour-Kabinetts unter Ramsay MacDonald beitrug, und die finanzielle Unterstützung britischer Bergleute durch die Sowjetunion während des Generalstreiks von 1926. In Moskau befürchtete man eine Beziehungskrise und vielleicht sogar eine erneute militärische Intervention des Westens wie schon im Bürgerkrieg. Weiter angefacht wurde die Krisenstimmung durch den unerwartet frühen Tod des sowjetischen Botschafters in London, Leonid Krasin. Maiski war einer der wenigen Revolutionäre, die fließend Englisch sprachen und wussten, wie die Dinge in England liefen, und daher waren seine Dienste in diesem Moment höchst gefragt. Kaum je findet Erwähnung, dass der Botschaftsrat Maiski in Ermangelung eines Botschafters de facto als sowjetischer *polpred* in London

fungierte. «In den alten Tagen», prahlte er in einem Brief an seinen Vater, «rangierte ein Botschaftsrat in der <Rangtafel> sehr weit oben. Heutzutage hat die Rangtafel jede Bedeutung für uns verloren; ich kann dir jedoch versichern, dass die Arbeit eines Botschaftsrats in einer Stadt wie London höchst interessant und wichtig ist. [...] London ist heute das Machtzentrum der Weltpolitik, vergleichbar nur mit Moskau.»³⁵

Sein erzwungener Weggang aus England nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen im Mai 1927 versetzte Maiski, wie er dem pro-russischen Redakteur des *Manchester Guardian*, C. P. Scott, anvertraute, in eine Stimmung, «die große Ähnlichkeit mit persönlicher Trauer hat». Seine Jahre im Londoner Exil und die Arbeit in der Botschaft hätten ihm geholfen, «die britische Kultur zu verstehen und zu respektieren, die bei allen Unterschieden zur russischen Kultur doch vieles in sich birgt, das sowohl wertvoll als auch großartig ist».³⁶

Nach sechs Wochen Erholung und Behandlung im Sanatorium von Kislowodsk im Kaukasus («auf ärztliche Anweisung») wurde Maiski zum Legationsrat an der sowjetischen Botschaft in Tokio ernannt und verbrachte dort die nächsten zwei Jahre. Eine Zeit lang fand er Gefallen an der Aufgabe. «Ich kam Ende Oktober in Tokio an», schrieb er an H. G. Wells, «und schaue mich derzeit mit dem denkbar größten Interesse um und studiere dieses außerordentliche Land, das Ihnen vor rund 20 Jahren eine gute Portion Inspirationen für Ihr <Modern Utopia> lieferte.» In einem Brief an den linken Publizisten Henry Brailsford feierte Maiski Japan als «ein einzigartiges Land [...], das auf bemerkenswerte Art orientalische Mittelalterlichkeit mit modernstem Amerikanismus verbindet. [...] Geben Sie noch die Naturschönheiten dazu, die *Eigentümlichkeit* der Menschen, Bräuche und Konventionen. [...] Kein Wunder, dass ich bis jetzt keinen Grund hatte, mich darüber zu beklagen, dass unser Auswärtiges Amt mich in dieses Land geschickt hat.»³⁷

Da es ihm schon immer schwergefallen war, in untergeordneter Stellung zu arbeiten, war Maiski erfreut, als der sowjetische Botschafter in Japan nach Paris versetzt wurde, denn dies machte ihn (wenn auch nur vorübergehend) zum Chef der Botschaft. In Japan entwickelte er sein Verständnis von Diplomatie weiter. Insbesondere wurde seine Überzeugung gestärkt, dass Diplomaten sich voll und ganz in die Kultur und Sprache des Landes, in das sie entsandt worden waren, versenken sollten.³⁸ In dem Bemühen, die russische Öffentlichkeit mit japanischer Kultur vertraut zu



Lehrzeit an der sowjetischen Botschaft in Tokio

machen, organisierte er eine Tournee des führenden Kabuki-Theaterensembles durch Russland – gegen Widerstände innerhalb konservativer japanischer Kreise. Als die Truppe nach ihrer umjubelten Russlandtour zum ersten Mal wieder zu Hause in Japan auftrat, setzten gedungene Ganoven «kurz vor Beginn der Vorstellung überall im Saal unter den Sitzen lebende Schlangen aus. Während der Vorstellung begannen die Schlangen zu zischen und hervorzukriechen. Eine Panik brach aus, Männer maulten, Frauen kreischten, Kinder weinten. Der Vorhang musste herabgelassen und die Vorstellung unterbrochen werden.»³⁹

Einige Monate später versank Maiski, als er sich – nach wie vor am äußeren Rand des diplomatischen Orbits, fern von Moskau und Europa – erneut in einer untergeordneten Stellung wiederfand, in Niedergeschlagenheit. In solchen Situationen ließ er sich, wie auch später immer wieder, von den Launen seiner Frau beeinflussen, die sich, wie er einem Freund anvertraute, «unbedeutend vorkommt, in erster Linie unbeschäftigt».⁴⁰ Die Botschaft in Tokio erwies sich als Brutstätte des Intrigantentums und der üblen Nachrede. Agnia und die Frau des Handelsattachés kämpften «mit gezücktem Dolch» um die Rolle der «First Lady» bei offiziellen An-

lassen. Diese erbitterte Rivalität zwischen den zwei Frauen, die sich in einer Korrespondenzflut zwischen der Botschaft und dem Narkomindel niederschlug, wurde nicht zugunsten Agnias entschieden und spaltete die russische Kolonie.⁴¹ Ein knappes Jahr nach Beginn seiner Mission beklagte Maiski sich bei Tschitscherin, das Leben in Japan sei «im Großen und Ganzen langweilig und ermüdend: Es gibt wenig politisch zu tun (nicht genug für zwei), und über jede auch nur einigermaßen bedeutsame Frage wird in Moskau entschieden». Um diese Zeit zehrte an Tschitscherins Kräften freilich schon ein schwerer Diabetes, und sein Einfluss innerhalb des Narkomindel war im Schwinden begriffen.⁴²

Maiski wandte sich daher mit der ausdrücklichen Bitte um eine rasche Versetzung an Litwinow und begründete diese mit dem Hinweis auf die Menière'sche Krankheit, unter der seine Frau seit dem gemeinsamen Aufenthalt in London leide und die sich, so behauptete er, in Tokio verschlimmert und dazu geführt habe, dass sie auf einem Ohr taub sei. Des Weiteren klagte er über die Streiche, die das Tokioter Wetter seiner Gesundheit spiele. Auch wenn die Entscheidung über seine künftige Verwendung allein Sache des Kollegiums des Narkomindel war, scheute Maiski sich nicht zu sagen, dass er gerne ein oder zwei Jahre in Moskau Station machen würde, fügte aber im selben Atemzug hinzu, er habe auch «gegen eine Rückkehr in den Westen absolut nichts einzuwenden». Litwinow antwortete wohlwollend; er bot Maiski den Botschafterposten in Kaunas (Litauen) an, den er als den viertwichtigsten nach Berlin, Paris und Warschau bezeichnete. Er sei aber auch bereit, über anderes zu sprechen, wenn dies Maiski nicht zusage. Es ist bemerkenswert, dass an der Schwelle zu den dreißiger Jahren ein sowjetischer Diplomat noch immer die Möglichkeit hatte, seine Arbeitsbedingungen mitzubestimmen.

Maiski war sehr erleichtert, als er über die Entscheidung des Politbüros informiert wurde, ihn im Januar 1929 aus Tokio abzuziehen. «Ihr Verhalten», schrieb er an Litwinow mit seiner mittlerweile vertrauten, ironisch gebrochenen Keckheit, «stärkt zwangsläufig meinen <Narkomindel-Patriotismus> und mein Verlangen, in diesem Milieu zu arbeiten.»⁴³ Am 4. April wurde er der Presseabteilung des Narkomindel zugeteilt. Doch schon eine Woche später fiel die Entscheidung, ihn als generalbevollmächtigten Gesandten nach Helsinki zu schicken; dort verbrachte er seine nächsten drei Dienstjahre. Die Krönung dieser Amtszeit war der Abschluss des Nichtangriffspakts von Helsinki im Jahr 1932.⁴⁴ Helsinki

war ein Einsatzort von Bedeutung, für Maiski jedoch alles andere als attraktiv; ganz offensichtlich hatte er es auf einen erheblich prestigeträchtigeren und diffizileren Posten in Mittel- oder Westeuropa abgesehen. «Die Russophobie und die Sowjetophobie, die hier herrschen», mokierte er sich in einem Brief an H. G. Wells, «sind unüberwindbar. Es ist so etwas wie ein akutes allgemeines Delirium.» Dennoch versuche er fürs Erste, sich «einen fröhlichen und guten Kampfgeist zu bewahren». ⁴⁵

Offensichtlich liebäugelte Maiski weiterhin mit einer Versetzung nach London. Auch nach seinem unfreiwilligen Abschied aus England 1927 war er mit dem politischen Geschehen dort in Tuchfühlung geblieben. Brailsford, H. G. Wells und andere hielten ihn gründlich über die Vorgänge im Vorfeld der Parlamentswahl von 1929 auf dem Laufenden, aus denen sich die Möglichkeit einer Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen ergeben könnte – wenn nicht sogar die Möglichkeit seiner Rückkehr nach London. Diese Hoffnung zerschlug sich jedoch nach der Wahl, als der Außenminister des Kabinetts Ramsay MacDonald, Arthur Henderson, die Rückkehr zu normalen Beziehungen zwischen der Sowjetunion und Großbritannien von einer Einigung über die zaristischen Altschulden abhängig machte. Wie Maiski von seinen Gewährsleuten in London erfuhr, war MacDonald, «sei es per Zufall oder mit Absicht, voll in die Falle der Tories getappt», indem er «seine alte Erklärung zur Identität der Sowjetregierung mit der Komintern [sic!]» wiederholt habe. Die drei Monate, die Maiski vor seiner Entsendung nach Helsinki in Moskau verbrachte, bestärkten ihn in der Überzeugung, dass die sowjetische Regierung trotz der kritischen Lage im Inland «gegenwärtig keinesfalls in der Stimmung ist, diesen exorbitanten Preis zu bezahlen». ⁴⁶ Er konzentrierte sich daher zunächst auf Mitteleuropa.

Die Aussichten Maiskis auf einen Karrieresprung verbesserten sich, als Litwinow im Juli 1930 den leidenden Tschitscherin als Kommissar für Auswärtige Angelegenheiten ablöste. Maiski war einer der Ersten, die Litwinow gratulierten, wenn auch etwas herablassend, indem er ihn an die Träume und Hoffnungen erinnerte, die sie einst im Londoner Exil geteilt hatten, und an die endlosen Abende in einer «schäbigen, rußigen Mietwohnung am Oakley Square 72», die sie mit Diskussionen über weltpolitische Fragen verbracht hatten. Das war nur ein Vorspiel zu wiederholten Ersuchen um eine Versetzung weg aus Helsinki, dieser «kleinen Stadt im politischen Niemandsland», die noch dazu «sehr langweilig» sei, wohl kaum ein Ort, an

dem «ein aktiver und tatkräftiger *polpred* es lange aushalten kann». Wieder versuchte Maiski, seine Laufbahn mitzubestimmen; er nannte den nächsten Jahreswechsel als Stichtag für seine Versetzung – offensichtlich war er sogar bereit, seinen Status als Narkomindel-Mitarbeiter aufzugeben. «Meine Absicht, mich ernsthaft in eine dauerhafte diplomatische Arbeit einzubringen, über die ich dir vor einigen Jahren aus London schrieb, hat sich in der seither vergangenen Zeit nicht abgeschwächt, sondern hat sich eher noch verstärkt», ließ er Litwinow wissen, «so dass ich es bedauern würde, aus dem Narkomindel auszuschneiden. Sollten sich natürlich irgendwelche konkreten Aussichten auf eine Versetzung auftun, würde ich dich bitten, zuerst mit mir darüber zu reden.»⁴⁷

Die zunehmend strengere Kontrolle, die Stalin über das Volkskommissariat ausübte, hatte den Entscheidungsspielraum Litwinows zusehends verengt. Weder Maiskis persönliche Vorsprache während eines Urlaubsaufenthalts in Moskau Anfang 1931 noch ein späteres Ersuchen, in dem er wiederum auf Agnias gesundheitliche Probleme verwies (die seiner Aussage nach nur in Wien behandelt werden könnten), schienen einen zunehmend genervten Litwinow zu beeindrucken. «Wie dir bekannt sein sollte», erinnerte er Maiski, «liegt die Entscheidung darüber nicht bei mir allein, sondern bei anderen Instanzen, die am allerwenigsten geneigt sind, persönliche Gesichtspunkte zu berücksichtigen.»⁴⁸ Maiski ließ sich davon nicht abschrecken, sondern verfolgte seine Sache weiterhin, allerdings vergeblich: «Bist du sicher, dass ein Posten in Wien mich zu diplomatischer Passivität verurteilen würde? Ist es wirklich unmöglich, von Wien aus Ungarn und den Balkan zu bearbeiten? Wäre es nicht möglich, Wien zu unserer direkten Relaisstation für die Zusammenarbeit mit dem Völkerbund usw. zu machen?»⁴⁹

Da jegliche Antworten ausblieben, beschränkte Maiski sich eine Weile darauf, Litwinow mit Lob zu überhäufen, während er mit gespitzten Ohren auf neue Chancen wartete: «Ich habe heute nichts Dienstliches für dich, wollte dir nur, wenn auch von Weitem, zu deinen kürzlichen Erfolgen in Genf gratulieren. [...] Die hiesigen Diplomaten zeigen auch ein verstärktes Interesse an deiner Persönlichkeit und sprechen recht oft über deine Erfolge in Genf.»⁵⁰

Nachdem Maiski sich schon mit einem längeren Aufenthalt in Helsinki abgefunden hatte, machte ihn die am 3. September 1932 telefonisch übermittelte Nachricht von seiner Ernennung zum Generalbevollmäch-

tigten in London vollkommen sprachlos.⁵¹ Als die Maiskis einen guten Monat vorher die Botschafterin Kollontai in Stockholm besuchten und sich ihr offen anvertrauten, hatte mit Gewissheit noch nichts auf eine Entsendung Maiskis ins Vereinigte Königreich hingedeutet. «Nach einer zweitrangigen Mission als Generalbevollmächtigter in Finnland», schrieb Kollontai in ihr Tagebuch, «jetzt plötzlich London, und das auch noch in einer so turbulenten Zeit.»⁵² Viele von Maiskis Diplomatenkollegen zeigten sich geschockt über diese Berufung, erinnerten sie sich doch an dubiose Kapitel seiner Vergangenheit wie seine Mitarbeit in der Gegenregierung in Samara während des Bürgerkriegs. Die Entscheidung war offenkundig unter großem Zeitdruck getroffen worden und spiegelte einen Richtungswechsel in der sowjetischen Außenpolitik wider. Litwinow hatte Stalin davon überzeugt, dass Maiskis Vertrautheit mit England – insbesondere seine Fähigkeit, mit Menschen umzugehen und sie in Gespräche zu verwickeln – einen entscheidenden Vorteil bot. Stalin betrachtete die Entsendung Maiskis als «eine Art Experiment».⁵³ Schon zwei Tage später bemühte sich Litwinow um ein Agrément für Maiski. Als ziemlich dürftige Erklärung für die abrupte Abberufung des bisherigen Botschafters Sokolnikow führte er dessen Wunsch an, «eine Arbeit in der Sowjetunion aufzunehmen»; auch tue ihm «das Londoner Klima nicht gut». Da auf der vom britischen Innenministerium geführten «schwarzen Liste» sowjetischer Diplomaten, die sich während der Krise von 1927 subversiv betätigt hatten,⁵⁴ Maiskis Name nicht verzeichnet war, teilte das Foreign Office mit, man habe «im Register des M. Maiski nichts gefunden, das ihn für die Regierung ihrer Majestät zur Persona non grata machen würde». Zumal er für seine Tätigkeit in Finnland eine Bilanz vorweisen konnte, die «nicht übel» sei.⁵⁵

Die Versetzung nach London, auf einen Posten, der perfekt auf sein Naturell und seine Ambitionen zugeschnitten war, wertete Maiski als Anerkennung seiner Begabung und seines Nimbus, als einen verdienten Aufstieg in die Rolle eines Hauptdarstellers auf der politischen Bühne. «London», schrieb er seinem Vater, «ist eine Weltmetropole. Die andere Weltmetropole ist Moskau. Ich werde am Schnittpunkt dieser beiden Weltsysteme arbeiten müssen, daher ist es keine Überraschung, dass meine gesamte Zeit und Energie in die Bearbeitung der vielen Probleme fließt, die aus der gleichzeitigen Existenz der sowjetischen und der kapitalistischen Welt erwachsen.»⁵⁶ Whitehall deutete die Bestallung Maiskis als

Signal dafür, dass die Sowjetunion das revolutionäre Bild, das man in Großbritannien von ihr hatte, abstreifen wollte, indem sie einen pragmatischen und evolutionären Weg in Richtung Sozialismus einschlug. Dafür war Sokolnikow offensichtlich nicht der richtige Mann. Er war, wie Maiski, der Sohn eines jüdischen Arztes aus der Provinz. Er hatte 1918 den mit Deutschland geschlossenen Waffenstillstand von Brest-Litowsk unterschrieben und sich in der Zeit der NEP als Finanzminister hervorgetan. Dass er sich 1924 der «neuen Opposition» unter Kamenew und Sinowjew angeschlossen hatte, die die Abberufung Stalins als Generalsekretär der Partei betrieb, hatte 1929 zu seiner Abschiebung nach London als Botschafter geführt. Solange die Beziehungen zu Großbritannien nur auf kleiner Flamme köchelten, konnte man ihn beruhigt als Botschafter dort belassen. Doch die Isolation, in der er sich in London befand, beraubte ihn zunehmend der Fähigkeit, sich auf die in raschem Wandel begriffenen Umstände einzustellen, die ein Interagieren mit den Briten im nationalen russischen Interesse unerlässlich erscheinen ließen. Sein Englisch war dürftig, und selbst die wohlwollende Beatrice Webb empfand ihn als «beflissen und asketisch – ein ausgesprochener Puritaner – Nichtraucher, kein Weintrinker, [...] mit einem naiven Glauben an den Kommunismus als das letzte Wort der Wissenschaft». Den größten Teil seiner freien Zeit verbrachte Sokolnikow im Lesesaal des Britischen Museums. Für Beatrice Webb war er «ein eigentümliches Mitglied des diplomatischen Korps [...] eine Null».

Für Maiski hatte Litwinow sich gerade wegen seiner Geschicklichkeit im Umgang mit Menschen entschieden. Als der britische Botschafter in Moskau, Sir Esmond Ovey, Maiski zum ersten Mal begegnete, fand er ihn «aufgeschlossen und gesprächig [...], ein sehr viel besserer «Einfädler» als sein Vorgänger». Als Ovey sich Litwinow gegenüber in diesem Sinn äußerte, lautete die prompte Antwort: «Deswegen habe ich ihm den Posten gegeben!»⁵⁷ Frau Kollontai in Stockholm führte die Entsendung Maiskis auf die wachsende Befürchtung Moskaus zurück, das sich verschlechternde Verhältnis könne erneut, wie schon 1927, zum Abbruch der Beziehungen führen. Die Tatsache, dass Litwinow sie mit Telegrammen eingedeckt hatte, in denen er alle möglichen Auskünfte über die britische Politik erbeten hatte, war für sie ein Zeichen dafür, dass Moskau seinem Botschafter in London nicht mehr vertraute.

Zwei Dinge begünstigten die Berufung Maiskis nach London: der

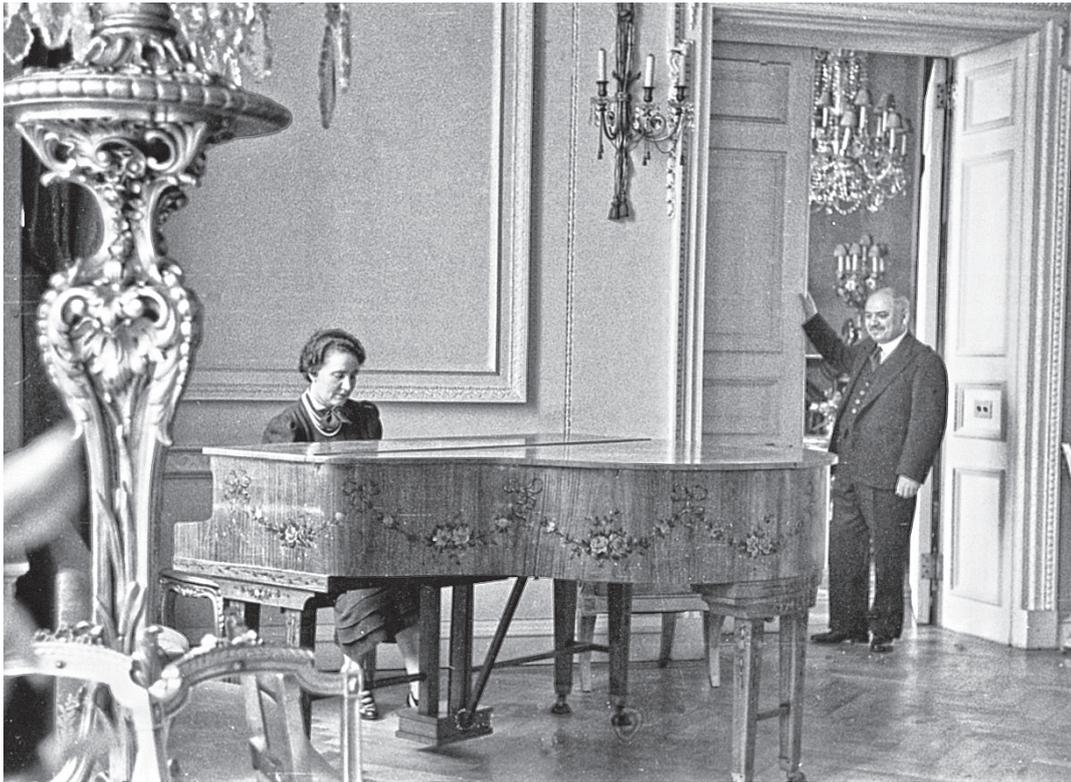
Wunsch Stalins, Sokolnikow von diesem Posten abuberufen, und das Bestreben Litwinows, den Schwerpunkt seiner diplomatischen Aktivität von Berlin nach London zu verlegen und Breschen in die Mauer der konservativen Feindseligkeit zu schlagen. Dass es Maiski gelungen war, einen Nichtangriffspakt mit Finnland zu schließen, spielte sicher eine ebenso große Rolle wie seine beharrliche Lobbyarbeit in eigener Sache; hinzu kam, dass Litwinow um Maiskis großen Bekanntenkreis in England, seine Beherrschung der Sprache und seine Vertrautheit mit dem Land wusste.⁵⁸ An die Stelle des erklärten Revolutionärs Sokolnikow trat, wie Beatrice Webb nach ihrer ersten Begegnung mit Maiski notierte, «ein gewiefterer Diplomat und weniger glühender Kommunist». Seine menschwistische Vergangenheit wurde in der Tat im Foreign Office ebenso registriert wie die Umstände, die zu seiner Aufnahme «in die bolschwistische Gemeinde» um den Preis einer «förmlichen Abbitte» geführt hatten. Der sowjetische Kommunismus sei «im Werden begriffen», vertraute er Beatrice Webb an. Er äußerte sich abfällig über «die fanatische Metaphysik» – bei ihm ein Tarnbegriff für Ideologie – und die Repression, die er als unvermeidliches Übergangsstadium bezeichnete. Er glaubte an die «neue Zivilisation», die in der Sowjetunion entstand, und bezeichnete sie als den «nächsten», aber keineswegs abschließenden Schritt in der Weiterentwicklung der Menschheit.⁵⁹ Diese werde, so erklärte er Beatrice Webb, «weiter marschieren zu immer mehr Wissen, Liebe und Schönheit». Er schwelgte in utopischen Träumen über eine Zeit, in der der Einzelne sich «im Einsatz für die Interessen der Gemeinschaft als Ganze verwirklichen würde. Durch den Fortschritt unseres Wissens würde der Mensch diesen Planeten erobern, dann im nächsten Schritt die Venus!»⁶⁰ Maiski scheute sich nicht, mit den Webbs das «gefährliche Spiel» des Spekulierens darüber zu spielen, was «nach dem Verschwinden Stalins» passieren werde, und verwarf die Vorstellung, ein anderer «vergötzter Führer» werde ihm nachfolgen. Die Gesellschaft werde mit solchen zum Idol hochgejubelten Führern «aufräumen und eine vollkommen freie kommunistische Demokratie errichten».⁶¹

Am 5. September 1932 erhielt Maiski von Litwinow die Mitteilung, er habe «die Entscheidung über [deine] Bestallung mit der *instanzija* [Stalin] geklärt, sie muss also nur noch vom Zentralexekutivkomitee bestätigt werden, was nach dem Eintreffen des Agréments geschehen wird». Man legte Maiski, der sich schon bereiterklärt hatte, auf seine Sommerferien zu ver-

zichten, nahe, nach Moskau zu kommen und sich vor der Abreise nach London eine Woche lang unterrichten und einweisen zu lassen. Litwinow versicherte ihm, die Weisungen, die er erhalten werde, spiegelten nicht Litwinows «persönliche Ansichten [wider], sondern die Direktiven unserer höheren Gewalten».⁶² Man machte Maiski mit der im Kreml vorherrschenden Einschätzung vertraut, die Weimarer Republik in Deutschland liege in ihren «letzten Zügen»; Hitlers unmittelbar bevorstehende Machtübernahme werde die internationale Politik in Turbulenzen stürzen und jenen Frieden bedrohen, der für die gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Transformation der Sowjetunion unabdingbar sei. Litwinow hatte bereits ironisch angemerkt, in der internationalen Politik sei es unmöglich, Fünfjahrespläne zu machen. Der Aufstieg des Nationalsozialismus in Deutschland erforderte einen Salto mortale in den Beziehungen zu Großbritannien, dem Land, das bislang als Speerspitze des kapitalistischen Kreuzzugs gegen die russische Revolution gegolten hatte. Die Außenpolitik war, anders als die Innenpolitik, überwiegend reaktiv geworden, mit einem Kompass, der sich nur noch an den ständig wechselnden Herausforderungen orientierte.⁶³

Die harte Wirklichkeit diktierte den Abschied von der bisherigen Strategie, im Umfeld der Labour-Partei sozialistische Solidarität und Unterstützung für die russische Revolution zu mobilisieren; jetzt galt es, um die Konservativen zu werben, die «wahren Herren in Großbritannien», wie Litwinow zu betonen nicht müde wurde.⁶⁴ Maiski brauchte nur wenige Tage, um Litwinow ein Arbeitsprogramm vorzulegen, in dem er seine unkonventionelle Art der Diplomatie umriss, insbesondere seine Absicht, die Presse zu bearbeiten und persönliche Diplomatie zu betreiben mit dem Ziel, «die Anzahl der Visiten, die das diplomatische Etikett dem neuernannten Botschafter vorschreibt, und besuche nicht nur den engen Kreis von Personen, die mit dem Außenministerium in Verbindung stehen, sondern auch Mitglieder der Regierung, namhafte Politiker, Männer der City und Kulturschaffende».⁶⁵

Die Zusammenarbeit mit den Konservativen war eine besondere Herausforderung und machte die ohnehin schon spannungsreiche Aufgabe der sowjetischen Diplomaten noch heikler. Schon während seiner Zeit in Helsinki hatte Maiski mit dem Wesen revolutionärer Diplomatie gerungen. Orientierungshilfe hatte er sich unter anderem von dem sozialistischen Intellektuellen Brailsford erhofft: «Ist Ihnen irgendein Werk



Das verführerische, bourgeoise Ambiente der Londoner Botschaft

bekannt zu den Themen diplomatische Tätigkeit/diplomatische Beziehungen, Stellung revolutionärer Diplomaten an ausländischen Höfen und Regierungssitzen usw. aus den Zeiten der englischen, amerikanischen (1776) und Französischen (1789) Revolution? Kennen Sie vielleicht interessante Memoiren solcher revolutionärer Diplomaten?» Das Thema beschäftigte ihn auch noch 1933; wie er in diesem Jahr Beatrice Webb anvertraute, versuchte er herauszufinden, «wie die revolutionären Diplomaten empfangen wurden und wie sie sich verhielten».⁶⁶

Das Dilemma des bolschewistischen Diplomaten, dem oft ein Stigma anhaftete und der gleichzeitig dem verlockenden Charme der Bourgeoisie ausgesetzt war, bestand darin, sich einerseits einer gesellschaftlich gebilligten Lebensführung und eines entsprechenden Auftretens zu befleißigen und mit dem «Feind» zu fraternisieren (oder sich gar mit ihm zu identifizieren), zugleich aber seinen revolutionären Kampfgeist und sein Ethos am Leben zu halten. Dies wurde insbesondere nach den diplomatischen Rückschlägen von 1927 noch schwieriger; die Sowjets hatten sich in den Generalstreik von 1926 eingemischt, was dazu führte, dass die Taktik der «Einheitsfront» in die Brüche ging, die sowjetische Botschaft die Un-

terstützung der Labour-Partei verlor und die sowjetische Diplomatie sich in die Höhle des konservativen Löwen begeben musste.

Dieser Zwiespalt machte Maiski während der gesamten Dauer seiner diplomatischen Laufbahn zu schaffen, und es gelang ihm nur in sehr bescheidenem Maß, damit klarzukommen. Angesichts seiner menschewistischen und «konterrevolutionären» Vergangenheit eignete er sich besonders gut als Zielscheibe für Verratsvorwürfe, die er mit großem Kampfgeist zu parieren versuchte. Als ein Artikel in der *Prawda* das Problem zur Diskussion stellte, beeilte er sich, in einem ausführlichen Brief, der zeigte, dass er sich des Problems vollkommen bewusst war, die Lauterkeit seiner Motive darzulegen:

Bei den Leuten, die im Ausland für uns arbeiten, findet ein beständiger innerer Kampf zwischen zwei Elementen statt: dem gesunden revolutionären und proletarischen Element, das sich ein realistisches Bild vom diplomatischen «Protokoll» macht, [...] und einem ungesünderen, opportunistischen Element, das sich verhältnismäßig leicht dem Einfluss des bourgeoisen Umfeldes aussetzen lässt. [...] Der Kampf zwischen diesen beiden Elementen unterliegt der Regel, dass «einmal das eine, einmal das andere die Oberhand gewinnt». Es besteht insbesondere die Gefahr, dass die Befürworter des «Protokolls» einen gewissen Vorsprung gewinnen. ... Es wäre sehr wichtig, wenn ihr auch weiterhin unser «Ausland» nicht vergessen und von Zeit zu Zeit Fragen zum Leben der sowjetischen Diplomatie außerhalb der UdSSR publizieren würdet. Das wäre eine große Ermutigung für diejenigen Elemente in den Reihen unserer Auslandsarbeiter, die im «Protokoll» lediglich ein notwendiges Übel sehen und daher versuchen, alle bürgerlichen Förmlichkeiten auf das absolut notwendige Minimum zu reduzieren. Ich selbst habe mehrmals erlebt, wie sowjetische Diplomaten in Zweifelsfällen, in denen unklar war, wo genau das unvermeidliche Minimum lag, Sätze sagten wie: «Lieber zu viel als zu wenig», «mit Butter verdirbt man den Haferbrei nicht» und Ähnliches.⁶⁷

Eine ähnliche Gewissenserforschung betrieb Maiski in einem persönlichen Brief an Tschitscherin, in dem er ihn nachträglich zu seinen zehn Jahren an der Spitze des Narkomindel beglückwünschte:

Du standest vor einer sehr schwierigen Aufgabe: einen Außenminister vollkommen neuen Typs zu schaffen. [...] Diese Aufgabe war weitaus schwieriger, als etwa einen Finanzminister oder einen Landwirtschaftsminister neuen Typs zu schaffen, weil du wegen der Charakteristik dei-

ner Arbeit immer auf dem schmalen Grat wandeln musstest, der uns von der bürgerlichen Welt trennt. Du hast eine verteufelt schwierige Stellung gehalten.⁶⁸

Es ist höchst aufschlussreich, dass Maiski sich in Großbritannien mit dem Vornamen «Jean» einführte und diesen auch unter seine Briefe setzte – der französischen Variante des englischen John oder des polnischen Jan (wie ihn sein Vater in seiner Jugend gerufen hatte) – anstatt des archetypischen russischen Äquivalents Iwan.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de